

koopBLATT N° 2

MAGAZIN FÜR INTEGRIERTE STADTENTWICKLUNG

DIE PERSPEKTIVE WECHSELN

Überraschen und überrascht sein, anregen und anregen lassen, prüfen und geprüft werden: Bei koopstadt geht es wesentlich darum, die Sichtweise zu wechseln, auf verschiedenen Ebenen von Stadtentwicklung für eine andere Wahrnehmung offen zu sein, zu kommunizieren und zu interagieren. Brauchen wir solche Projekte? Im Fokus stehen unter anderem die praktische Nutzung des Spaziergangsformats für Leipzigs Innenstadtkonzept, das Anregen, Absehen, Austauschen von Akteuren in der Kultur- und Kreativwirtschaft sowie in Zwischennutzungsprojekten von drei Halbmillionenstädten.

koopstadt

STADTENTWICKLUNG
BREMEN, LEIPZIG, NÜRNBERG



NATIONALE
STADT
ENTWICKLUNG
POLITIK

Herausgeber
Freie Hansestadt Bremen
Der Senator für Umwelt, Bau und Verkehr
Stadt Leipzig
Dezernat Stadtentwicklung und Bau
Stadt Nürnberg
Wirtschaftsreferat

Koordinierende Geschäftsstelle
www.koopstadt.de
info@koopstadt.de

Redaktion
Dr. Stefan Boge, Antje Heuer,
Ruth Rabenberg, Prof. Dr. Iris Reuther,
Detlef Schobert

Inhalt und Konzept
KARO* Architekten –
Antje Heuer, Prof. Stefan Reitsch und
Büro für urbane Projekte –
Prof. Dr. Iris Reuther, Andreas Paul

Text
Antje Heuer, Prof. Elke Pahl-Weber,
Prof. Stefan Reitsch, Prof. Dr. Iris Reuther,
Prof. Dr. Klaus Sefc

Grafische Gestaltung
Timo Grimberg ARC
Infografik
Andreas Paul
Projektdesign
Daniela Weirich

Fotos
PHOTOGRAPIEDEPOT
Frank-Heinrich Müller

mit Ausnahme der Fotos

Seite 1 (1): Senatspressestelle Bremen, (2):
Stadt Leipzig, (3): Stadt Nürnberg, Bürger-
meisteramt; Seiten 5, 6, 10: Büro für urbane
Projekte; Seite 14 (4): Stadt Nürnberg; Seite
32: Sven Riemer; Seite 36: neonblind.com;
Seite 37: Stefan Ziebach; Seite 38: Andreas
Fehr; Seite 39: Stefan Ziebach

Die Fotos auf den Seiten 5–11 entstanden
auf den Kuratoriumssitzungen im Januar
und Oktober 2011 sowie im April 2012

Redaktionsschluss
Mai 2012

Druck
DS Druck-Strom GmbH
Auflage 2.500

Im Text verwendete generische Maskulina
beziehen sich grundsätzlich auf männliche
und weibliche Personen. Herausgeber und
Redaktion bekennen sich ausdrücklich zur
Gleichwertigkeit von Mann und Frau.

«koopstadt – Stadtentwicklung Bremen,
Leipzig, Nürnberg» ist ein Pilotprojekt im
Rahmen der «Nationalen Stadtentwicklungs-
politik» des Bundesinstituts für Bau-, Stadt-
und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt
für Bauwesen und Raumordnung (BBR) des
Bundesministeriums für Verkehr, Bau und
Stadtentwicklung (BMVBS).

>>> koopBLATT Nr. 2 ist das Porträt eines Gemeinschaftsvorhabens zum Zeitpunkt seiner Zwischenbilanz. koopstadt wurde 2007 von Bremen, Leipzig und Nürnberg als Pilotprojekt zur Nationalen Stadtentwicklungspolitik gestartet. Nach fünf Jahren intensiven Austauschs können wir 2012 über Themen und Methoden der integrierten Stadtentwicklungspolitik berichten – und über den Mehrwert von Kommunikation unterschiedlichster Form.

Die gemeinsame Austauschplattform des Projekts bietet lokalen Akteuren in den Projektfamilien, Verwaltungsmitarbeitern in der gemeinsamen koopstadt-Gruppe, aber auch politisch Verantwortlichen und Vertretern der Wissenschaft Raum zu diskutieren, miteinander zu arbeiten und voneinander zu lernen. Die Erfahrungen einer gelungenen Städtekooperation sind ein Beitrag von uns im Rahmen der Leipzig-Charta zur Stärkung der europäischen Stadt.

Die Perspektive zu wechseln – darin liegt eine wesentliche Idee des Projekts. Auch die neue Ausgabe unseres Magazins skizziert verschiedene Sichtweisen und erzählt von Veränderungen, die der Blick von außen in unserem Denken und Handeln bewirken kann. Das Magazin zeichnet unser Gespräch mit den »Kuratoren auf Zeit« nach, gibt einen Einblick in die konkrete Arbeit ausgewählter Projektfamilien, zeigt inhaltliche und räumliche Schwerpunkte unserer Arbeit und erläutert, wie wir unsere Zusammenarbeit organisiert haben.

Perspektivwechsel durch Austausch: Insbesondere Coaching und Reflexion zu zentralen Themen der Stadtentwicklung wirken als Katalysator und Motor für die eigenen Arbeits- und Kommunikationsprozesse. Deshalb wollen wir in der nächsten Projektphase 2013 bis 2015 unsere Lern- und Austauschformate weiter ausbauen und uns thematisch noch stärker mit Themen urbaner Lebensqualität, ökologischen Wandels und sozialen Zusammenhalts auseinandersetzen.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und freuen uns auf den gemeinsamen Diskurs.

Jens Böhrnsen
Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen

Burkhard Jung
Oberbürgermeister der Stadt Leipzig

Dr. Ulrich Maly
Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg



–
(v. l.)
Jens Böhrnsen
Burkhard Jung
Dr. Ulrich Maly

EDITORIAL	1
<small>T</small> <small>THEMA</small> VON DER MÖGLICHKEIT EINER ANDEREN SICHT	4
<small>T</small> <small>THEMA</small> GEGEN DIE DAUERHAFTIGKEIT DES WIDERSTANDS Ein Gespräch	5
<small>D</small> <small>DISKURSS</small> STEUERN HEISST KURS HALTEN Rückblick koopBLATT N° 1: Prinzip Governance	12
STÄDTENETZWERK Bremen – Leipzig – Nürnberg Zwischenbilanz und Ausblick	14
DIE PROJEKTFAMILIEN. Übersicht	16
STÄRKUNG DER INNENSTADT	17
ZWISCHENNUTZUNG ALS NORMALFALL DER STADTENTWICKLUNG	18
RÄUME FÜR KULTUR- UND KREATIVWIRTSCHAFT	19
<small>R</small> <small>REPORTAGE</small> STADT IST HALTUNG Auf dem Weg zu neuen Konzepten	20
WORKSHOP LEIPZIG	26
<small>R</small> <small>REPORTAGE</small> DIE ENERGIE DER PROVISORIEN Zwischen Spontaneität und Verwurzelung	28
<small>R</small> <small>REPORTAGE</small> ZWISCHEN KUNST UND KOMMERZ Eine Branche im Finden	34
SCHAUPLATZ STADT	
BREMEN	40
LEIPZIG	41
NÜRNBERG	42
KOOPKÖPFE	43



T

THEMA
DIE
PERSPEKTIVE WECHSELN

Aus dem Alltag raus, die Perspektive wechseln, vergleichen und sich austauschen: Anne Lüking (l.) ist Referatsleiterin bei der Bremer Senatorin für Bildung, Wissenschaft und Gesundheit, Hannelore Weidmann ist Hortleiterin der Friedrich-Wanderer-Schule in Nürnberg.

T

THEMA
DIE
PERSPEKTIVE WECHSELN

VON DEN MÖGLICHKEITEN EINER ANDEREN SICHT

>>> Die Perspektive zu wechseln kann grundsätzlich heißen: Personen und Dinge, Konstellationen und Zusammenhänge von einer anderen Blickrichtung aus zu sehen, der Blick fällt dann auf andere Seiten des Betrachtungsgegenstands. Es kann auch heißen, aus verschiedenen Richtungen mit ganz unterschiedlichem Erfahrungs- und Wissenshintergrund zu schauen. Andere Ausgangslagen einzubeziehen. Die Innensicht zu verlassen, um eine Außensicht einzunehmen oder um sich eine Zeit lang in eine fremde Innensicht einzudenken und -zufühlen. Oder einfach: überraschen und überrascht sein, anregen und anregen lassen, prüfen und geprüft werden.

Bei koopstadt geht es wesentlich darum: die Perspektive zu wechseln, auf verschiedenen Ebenen für eine andere Wahrnehmung offen zu sein und miteinander zu kommunizieren. Governance beispielsweise ist eine Perspektive – die Gestaltung von Stadtentwicklung als Gemeinschaftsaufgabe, wie Stadtplaner Klaus Selle in einem Interview in unserer letzten Ausgabe deutlich machte. Bei der das Handeln vieler Akteure und ihre Bezüge untereinander genauer in den Blick genommen werden. Im Ergebnis widersprüchlicher Reaktionen auf den Titelbeitrag unseres letzten Magazins wird diese Perspektive im aktuellen Heft noch einmal diskutiert.

Im gleichen Interview sprach Münchens Stadtbaurätin Elisabeth Merk davon, dass ihrer Erfahrung nach die Möglichkeit eines Perspektivwechsels in Beteiligungsprozessen immer dann geboten werde, wenn man offen und ehrlich diskutiere und die Grundlagen von Entscheidungen transparent kommuniziere. Gute Kommunikationsformen also als Grundlage für einen Perspektivwechsel.

Stadtplanerin Elke Pahl-Weber fragt jetzt im Gespräch zu Kurs und Profil dieses Projekts: Reicht es, zu kommunizieren? Ergänzend ließe sich fragen, reicht es, die Perspektive zu wechseln?

koopstadt bietet reale öffentliche Orte, gedankliche Räume und verschiedene Medien für eine strukturierte fachliche Auseinandersetzung. Menschen aus Verwaltung, Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und solche, die vor Ort in den drei Städten leben und arbeiten, nutzen sie, lernen und interagieren. Brauchen wir solche Art Podien und wenn ja, welchen Nutzen haben sie genau? Wie weit tragen sie und wie kann ihre Notwendigkeit und innovative Kraft gemessen und gezeigt werden?

Im Gespräch zur vorläufigen Bilanz dieser Städtekooperation, das auf den folgenden Seiten dokumentiert wird, zeichnen sich mögliche Antworten ab.

Das Projekt koopstadt kann den Machern im Alltag nutzen, um strukturelle Probleme klar auszusprechen, um den Blick von außen produktiv werden zu lassen, um gemeinsam zu untersuchen, wie integrierende Stadtentwicklung immer wieder neu hergestellt werden oder wie Bürgerbeteiligung tatsächlich funktionieren kann. Es kann nutzen, um Themen kritisch und auf neue Weise zu sehen und zu behandeln, im besten Falle den Umgang damit zu verändern. Funktionieren und überzeugen kann das allerdings nur über eine Schärfung der Fragen und Themen, über die praktischen Erfolge konkreter Projekte. Die großen Themen „herunterbrechen“, konkreter werden, Zusammenarbeit lebendig machen.

In diesem Heft unter anderem im Fokus der Betrachtung: der Versuch, durch die Wiederentdeckung und ganz praktische Nutzung des Spaziergangsformats, gleichsam durch den fremden Blick, die Arbeit an Leipzigs Innenstadtkonzept zu unterstützen und gleichzeitig den Problemen und Möglichkeiten der eigenen Stadt auf die Spur zu kommen. Außerdem zeichnen wir den wechselseitigen Prozess des Anregens, Absehens, Austauschs von Akteuren aus der Kultur- und Kreativwirtschaft der drei Städte auf, die wiederum mit verschiedenen Zwischennutzungsprojekten korrespondieren. Die Impressionen und Berichte erhellen schlaglichtartig, wie sich gesellschaftliche Entwicklungen in den Projekten der drei Städte abbilden, wie ihre Akteure damit umgehen, das Ihre in den Prozess geben, sich im Austausch orientieren und verändern.

Die Perspektive zu wechseln ist nicht alles. Es ist jedoch ein guter Anfang, um uns – als Akteure von Stadt – über unsere unterschiedlichen Interessen und Ziele zu verständigen und uns auf den schwierigen Weg zu einem gemeinsamen Handeln an großen Projekten zu machen. ah

«Eingefahrene Gleise zu verlassen, andere Denkansätze für das eigene Handeln zu überprüfen und der Versuch, die gemachten Erfahrungen für die eigene Stadt zu nutzen, waren und sind für mich der größte Gewinn, den ich aus dem koopstadt-Prozess mitnehme. Der Umgang mit massiven Wohnungsleerständen in Leipzig und der basisdemokratische Ansatz in Wohnvierteln mit hohem Migrationsanteil in Bremen haben den Blick auf die eigenen Bemühungen in Nürnberg geschärft und gewandelt.»

Gerald Raschke, Stadtrat in Nürnberg

T

THEMA
DIE
PERSPEKTIVE WECHSELN

GEGEN DIE DAUERHAFTIGKEIT DES WIDERSTANDS. EIN GESPRÄCH

>>> Das Stichwort zum Thema – der Perspektivwechsel, der ein Projekt oder eine Entwicklung wesentlich vorantreibt, kam aus dem Kuratorium auf Zeit. Dieses Gremium ist jene fünfköpfige Gruppe aus fachlich kompetenten Persönlichkeiten, die koopstadt kritisch begleiten und beraten, um ihre Außensicht und Anregungen bereichern. Am 13. April 2012 treffen sich die Vertreter der Städte und der koopstadt-Gruppe zum dritten Mal mit den Kuratoren und Kuratorinnen. In der Bremischen Landesvertretung in Berlin geht es diesmal um ein Hinterfragen des Kurses und ein Schärfen des Profils der Städtekooperation.

PROLOG

DIE MANNSCHAFT HAT SICH WARM GESPIELT: WO KOOPSTADT STEHT

Wo steht das Projekt? Wie haben sich die Ziele und Themen entwickelt? Sind die Methoden geeignet? Wie kann es weitergehen? Ein kurzes Statement der Städtevertreter eröffnet den Diskurs.

Michael Fraas hat persönlich gerade einen Perspektivwechsel vollzogen. Im September vergangenen Jahres hat er sein neues Amt als Stadtrat und Wirtschaftsreferent angetreten und ist dazu nach 20 Jahren in seine Heimatstadt Nürnberg zurückgekehrt. »Das Treffen der Stadträte von Bremen, Leipzig und Nürnberg gehörte hier zu meinen ersten positiven Erfahrungen«, sagt er. koopstadt sei eine gute Möglichkeit für Nürnberg, Stadtentwicklung neu aufzustellen und selbst weiterzuentwickeln. Zum Gewinn zähle »der Geist der Freiwilligkeit einer Kooperation bei gleichzeitiger Eigenständigkeit der Ressorts«. Die intensive Zusammenarbeit habe einen großen Mehrwert gebracht. Er sagt: »Wir möchten das Projekt unbedingt fortentwickeln und deshalb diskutieren, wie man es auf eine dauerhafte Basis stellen kann.«

Auch Leipzigs Baubürgermeister Martin zur Nedden liefert ein klares Bekenntnis zum Projekt. Man habe erheblich davon profitiert. »Es ist uns gelungen, bei ganz unterschiedlichen Verwaltungskulturen eine gemeinsame Basis zu finden, verbunden mit der Offenheit eines vorbehaltlosen Erfahrungsaustauschs«, sagt er. »Vielleicht hat diese Phase etwas länger gedauert als ursprünglich gedacht, aber sie war im Prozess eine zentrale Geschichte.« Bei aller Offenheit gegenüber aktuellen Diskussionen seien die anfangs formulierten Kernthemen für die Kooperation nach wie vor gültig, und sie berücksichtigten die Probleme alltäglicher Arbeit. Für Städte eine strategische Frage: die Wahl der Themen, das Verhältnis von langfristigen Aufgaben und kurzfristiger Reaktion auf aktuelle Debatten.

An der Außenwirkung müsse man noch arbeiten. »Wir haben gute Produkte und könnten damit stärker gegenüber Dritten in der Republik wirken. Die Erfahrungen aus unserer Arbeit und die entstandenen Ideen könnten gerade für Städte wie die unseren – Halbmillionenstädte in mittlerer Position, interessant sein.« Es stelle sich die Frage, warum der Bund das Potenzial des Projekts bisher nur sehr begrenzt genutzt habe. Eine weitere wichtige Sache sei, Bündnispartner außerhalb der Verwaltung – Hochschulen oder Wohnungsgesellschaften, dauerhaft so einzubinden, dass die Kernthemen damit in stärkerer Intensität bearbeitet werden könnten. Denn man wolle sich noch konkreter mit Themen und Räumen beschäftigen, durch Vergleich und Austausch lernen.

»Die Mannschaft steht«, so beschreibt Bremers Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing zunächst den Projektstand. Mit der Fußballsprache. Man habe sich in der Regionalliga warm gespielt (nein, widerspricht eine Stimme im Auditorium: in der zweiten Bundesliga). Zwar sei manches noch ein wenig Trockenübung gewesen, so Franz-Josef Höing weiter. Ein Spiel ohne Ball, ein Nachstellen von Situationen, ohne »im wahren Projekt mit drin zu sein«. Wie lebendig Zusammenarbeit sein könne, habe man in Leipzig gesehen, als die Workshopteilnehmer in die Debatte um Leipzigs City eingebunden waren: da sei koopstadt präsent in der Stadt gewesen. »Wir sollten das Verhältnis von unserer Arbeit im stillen Kämmerchen zur Bewegung auf der Bühne überprüfen.« Er sei nicht sicher, ob bereits von einer Think Tank Qualität gesprochen werden könne und ob die Exzellenz in Alltagsthemen schon erreicht sei. Das jedoch sei der Anspruch, an dem man sich messe.

In Bremen »adele« das Label koopstadt zweifellos die betreffenden Projekte, auch habe sich während des Prozesses die Zusammenarbeit zwischen Politik und Verwaltung sowie zwischen den Ressorts verbessert.



Stefan Heinig, Martin zur Nedden, Elisabeth Merk (v. l.)



Franz-Josef Höing, Ulrich Hellwig (v. l.)



Detlef Schoebel, Franz-Josef Höing (v. l.)



Die Städtekooperation hinterfragt ihren Kurs, den Blick von außen gibt ein Kuratorium.

Teilnehmer im Kuratorium auf Zeit vom 13. April 2012

Für das Kuratorium

> Ulrich Hellweg
Geschäftsführer der IBA Hamburg GmbH

> Prof. Dr. Elisabeth Merk
Stadtbaurätin der Landeshauptstadt München

> Prof. Eike Fahl-Weber
Technische Universität Berlin, Institut für Stadt- und Regionalplanung

> Prof. Dr. Klaus Selle
RWTH Aachen, Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtplanung

Ebenfalls Teil des Kuratoriums, nur am 13. April nicht dabei

> Sabine Süß
Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Schader-Stiftung

Für die Städte

> Franz-Josef Höing
Senatsbaudirektor der Freien Hansestadt Bremen

> Martin zur Nedden
Bürgermeister und Beigeordneter für Stadtentwicklung und Bau der Stadt Leipzig

> Dr. Michael Fraas
Berufsmäßiger Stadtrat und Wirtschaftsreferent der Stadt Nürnberg

Für die koopstadt-Gruppe

> Detlef Schoback
Referent für gesamtstädtische Entwicklungsplanung, Senator für Umwelt, Bau und Verkehr Bremen

> Christina Kahl
Projektbearbeiterin, Stadtplanungsamt Leipzig

> Michael Ruf
Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Bürgermeisteramt Nürnberg

Für die Moderation

> Prof. Dr. Iris Reuther
Büro für urbane Projekte

> Andreas Paul
Mitarbeiter im Büro für urbane Projekte

Für koopBLATT

> Antje Heuer
KARO* architekten

koopstadt – das sei auch immer wieder die Erfahrung, wie gleiche Themen bei unterschiedlichen Rahmenbedingungen, politischen Situationen und Strukturen in den Städten bearbeitet werden. Für die teilnehmenden Mitarbeiter bedeute das auch: Belohnung durch noch mehr Arbeit. Man komme raus aus dem Alltag, um zu lernen. Künftig wolle man Kräfte bündeln und räumlich beschränken. Konkret möchte man in einem großen Planungszusammenhang für den Bremer Westen alle Themenstränge abbilden, in einem exzellenten Prozess vorantreiben und die beiden anderen Städte dabei stärker »live einbinden«.

MARKENZEICHEN »COACHING UND REFLEXION«: WO KOOPSTADT HIN WILL

Wo will koopstadt hin? Christina Kahl vom Stadtplanungsamt Leipzig skizziert die geplante Zukunft des Projekts von 2013 bis 2015. Sie benennt noch einmal die gemeinsam definierten Ziele: Austauschplattform für Zukunftsthemen zu sein, Katalysator und Motor, um die eigenen Prozesse zu verstärken und ein Kommunikationsinstrument gegenüber Bund und Fachöffentlichkeit.

Neue Lern- und Austauschformate sollen dabei als »Markenzeichen« dienen. Das zentrale Element heißt »Coaching und Reflexion«, dabei gehen Mitarbeiter in die Prozesse der anderen Städte hinein, begegnen sich dort persönlich, tauschen sich aus, diskutieren die Erfahrungen und reflektieren das für die eigene Stadt. Eine gegenüber den breit angelegten Workshops intensivere Art des Austauschs.

Inhaltlicher Schwerpunkt wird ausschließlich das Themenfeld »Urbane Lebensqualität, ökologischer Wandel und sozialer Zusammenhalt« sein. Ebenfalls eine Beschränkung zugunsten einer neuen Intensität.

Für die Arbeit des Kernteams hat man bestimmte strategische Themen gesetzt, erstens den Zusammenhang zwischen Quartier und Stadt bei der Konzeptentwicklung, zweitens Beteiligung, Mitwirkung und Governance in der Stadtentwicklung und drittens methodische Fragen integrierter Quartiersentwicklung. In der Außenkommunikation sollen der Lernprozess mit Erfolgen und Fehlern sowie inhaltliche Ergebnisse vermittelt werden, im Zentrum steht dabei das »Schwarzbrot« der Stadtentwicklung, die alltägliche Arbeit. Eine kontrovers diskutierte Option ist bislang noch die Einbeziehung je einer europäischen Partnerstadt in den Prozess.



Gemeinsame Basis gefunden: Dr. Michael Fraas, Michael Ruf, Christina Kahl, Martin zur Nedden, Franz-Josef Höing, Detlef Schoback (v. l.)

AUFZEICHNUNG EINES GESPRÄCHS (AUSZUG)

Iris Reuther

Das war ein Versuch, in die Zukunft zu schauen. Mit dem Blick auf das, was wir bisher aus dem Projekt mitgenommen haben und das, was wir schultern können. Neu ist das Konzentrieren auf bestimmte, zentrale Themen und einen intensiveren Austausch, vor allem zum Alltagsgeschäft bei den Städtepartnern. Wir möchten dem Kuratorium das Wort geben, um darauf zu reagieren – beginnend mit der Frage: Was haben Sie an koopstadt wahrgenommen, worin steckt für Sie die Bedeutung eines Perspektivwechsels?

Elisabeth Merk

Das Projekt spricht mich sehr an und ich finde, es hat sich gut weiterentwickelt. Dass man den Prozess sehr breit angelegt hat und sich nun inhaltlich-thematisch konzentrieren muss, erscheint mir sinnvoll und logisch. Die Themen sind alle grundlegend und wichtig, in jedem davon steckt genügend Diskussionspotenzial. Besonders stark interessiert mich beispielsweise Bildung im Quartier – gut, dass das mal nach vorn gestellt wird, und nicht ausschließlich die Ökologie.



Elisabeth Merk: Perspektivwechsel ermöglichen und über die Projekte kommunizieren

Was ich an koopstadt für das Spezifische halte, ist das Hinterfragen der eigenen Rolle, den Nutzen des Projekts als Kommunikationsinstrument nach außen und innen. Dass heute »Coaching und Reflexion« an der Tafel steht – ein Begriff, den wir bei unserem letzten Treffen noch nicht so genau benennen konnten, ist für mich eine geglückte Schärfung dessen, was an Substanz in solch einem Projekt drinsteckt.

Bei Tagungen schafft man es in der Regel nie, den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen. Weil die Zeit nicht reicht, oder weil man es sich nicht leisten kann, beispielsweise als Stadtbaurätin in einer offiziellen Runde zu sagen, was einem jeden Tag auch schwer fällt. Den Austausch zu strukturieren, finde ich gut – objektivieren wäre die falsche Bezeichnung. Man erwartet zu Recht, dass wir in solche Reflexionsprozesse gehen. Leider trifft man oft nicht auf die geeigneten Partner. Genau das ist für mich der springende Punkt, dass man sich das bei koopstadt leistet (»Belohnung durch mehr Arbeit«), sich der Auseinandersetzung ernsthaft stellt und das Mitarbeitern und Akteuren vermittelt.

Auch das Stichwort »Hospitalität« finde ich gut und würde mich am liebsten gleich als Externe anmelden ... In diesem Perspektivwechsel steckt viel an Erkenntnis drin, die man auf theoretischem Weg gar nicht erfahren kann. Abseits aller Inhalte finde ich spannend, wie man einerseits den Rahmen schafft, so etwas stattfinden zu lassen und andererseits ermöglicht, das über konkrete inhaltliche Projekterfolge zu kommunizieren. Ich glaube, es ist lohnenswert, sich damit auseinander zu setzen, wie man

diesen Mehrwert über die Projekte so nach außen vermittelt, dass er bei Bürgerschaft und Politik auch als solcher ankommt. Europäische Partnerstädte einzubeziehen wäre interessant, bedeutet aber viel Organisation – und das heißt Energie. Vielleicht ist das einfach das nächste Projekt? Es sei denn, man hat schon konkrete Partner.

Franz-Josef Höing

Sicher wird man jetzt nicht irgend eine beliebige europäische Stadt in dieser Kontinuität einbeziehen. Die Idee ist noch am Entstehen. Wir haben aber in Bremen bei verschiedener Gelegenheit schon überlegt, zu bestimmten Themen eine andere Stadt hinzuzuholen, einfach um unsere Maßstäbe zu überprüfen.

Michael Fraas

Unsere Vorstellung richtet sich auf eine themenbezogene Zusammenarbeit.

Franz-Josef Höing

Deshalb haben wir auch bereits zu unserer Zwischenbilanz Leute aus anderen Städten eingeladen, um Ihnen Lust zu machen auf diesen Prozess. Man muss sich nur überlegen, welche Stadt für welches Thema infrage kommt.

Klaus Selle

Eine andere Sicht auf die Dinge ist immer gut. Auch ist es sicher anregend, Dinge auf den Prüfstand zu stellen. Daher könnte ich mir gut vorstellen, etwa im Rahmen einer Tagung zwei, drei Schlüsselthemen, die Sie aus dem Prozess heraus besonders interessieren, mit anderen Städten aus verschiedenen räumlich-kulturellen Zusammenhängen zu diskutieren.

Michael Ruf

Die Idee kam uns auf dem letzten Stadtentwicklungskongress: fünf Jahre Leipzig-Charta einmal auf europäischer Ebene zu diskutieren, beispielsweise mit den Partnerstädten unserer drei Kommunen.

Ulrich Hellweg

Das ist wohl einfach eine Formatfrage, wie man dieses europäische Thema einbindet. Ich möchte aber gern auf die Schwerpunkt-Projektfamilien zurück kommen. Ich finde gut, dass es jetzt diese Konzentration gibt. Man sollte an der Brennschärfe der Themen arbeiten, indem man entsprechende Projekte identifiziert. Das erste Thema, Bildung im Quartier, kann man sich konkret vorstellen. Beim zweiten Thema, Stärkung der Innenstadt, geht es ja um die Kompaktheit der Stadt, nicht nur um das Zentrum. Darum, wo unsere Städte in Zukunft noch wachsen können, an der Peripherie, in den Suburbanisierungen, oder eben in den Kernstädten. Mir scheint, das müsste man noch einmal projektscharf fokussieren, um es kommunizieren zu können. Und das gilt in noch stärkerer Form auch für das dritte Thema (Klimagerechte und ökologische Stadtentwicklung), was ja Gott und die Welt bedeutet. Das funktioniert so erst einmal nicht. Es muss von einem Riesen-Anspruchsthema auf bestimmte Fragestellungen heruntergebrochen werden. Die Machbarkeit energetischer Quartierskonzepte zu überprüfen, wäre für mich so eine Frage, der Umgang mit zu geringen Erneuerungsraten, mit denkmal- und sozialdemographischen Aspekten.

Das zweite Stichwort, was ich aufnehmen möchte, sind die Exzellenzthemen. Wie geht man damit um, gerade in Ihrem an-

gedachten wechselseitigen Reflexions- und Coaching-Prozess, den ich als sehr gute Ergänzung des Projekts empfinde. Wir haben das bei der IBA auch einmal gemacht. Die für uns zuständige Mitarbeiterin bei der Finanzbehörde durfte damals eine Woche bei uns arbeiten, und jemand von uns ging eine Woche lang in die dortige Immobilienabteilung. Was das an Verständnis produziert hat für die gegenseitigen Rationalitäten und Logiken, und was das vor allem auf der menschlichen Ebene gebracht hat, war enorm. Zu sehen, wie der jeweils andere arbeitet. Das wirft aber auch die Frage auf, wie diskutiert man in solchen gemeinsamen Projekten die Qualitätsfrage. Liegt die Qualität darin, dass alles möglichst billig ist und dass man den maximalen Erlös aus Grundstücksverkäufen herausholt?



Ulrich Heilweg: Mit Exzellenzthemen auseinandersetzen

Bei uns ist es beispielsweise so: Wir machen die Projektentwicklung, und die Finanzbehörde stellt die Grundstücke zur Verfügung und wickelt den Verkauf ab. Da haben wir immer den Klassiker der Diskussion: Ist die Exzellenz das Höchstgebot oder ist sie das Bestgebot? Insofern möchte ich anregen: So, wie sich in Ihrem Projekt eine Gruppe Gedanken zu den Zielen gemacht hat, könnte sich vielleicht auch einmal eine mit der Exzellenzthematik auseinandersetzen.

Christina Kahl

Eine Ergänzung dazu: Wir haben uns bereits ein Stück weit auf den Weg der Themenschärfung gemacht. Zum Thema Klima beispielsweise soll es im Herbst einen Workshop zur energieeffizienten Quartiersentwicklung geben und im darauffolgenden Jahr einen zu Mobilitäts- und Innenstadtkonzepten. Themen und Überschriften werden sich natürlich weiter entwickeln. Ich fasse das als Anregung auf, konkreter, genauer zu werden.

Elke Pahl-Weber

Mir ist aufgefallen, dass Sie alle diesen Kommunikationsaspekt benannt haben. Das hat sich mir auch in den vorherigen Sitzungen schon vermittelt und ist das, was ich aus diesem Projekt bisher gelernt habe. Die genaue Ausgangslage zu einem gleichen Thema in einer anderen Stadt kennenlernen und plötzlich wissen: das sind nicht nur meine Probleme, und es gibt auch ganz andere Möglichkeiten der Lösung. koop als Plattform für den Austausch, das haben Sie sehr gut praktiziert und sichtbar gemacht.

Ich frage mich nun, reicht das? Reicht es, zu kommunizieren? Das kommt natürlich auch auf den Begriff an, den man von Kommunikation hat. Aber Sie verbinden das ja mit Ihren Projektfamilien. Da sagten Sie, Herr zur Nedden, Sie hätten den Eindruck, die Projekte seien noch nicht sichtbar genug gemacht worden. Das ist für mich die Frage. Dieser hohe Wert, der Mehrwert der Kommunikation – worin drückt er sich genau aus? Das müssten Sie für sich beantworten und ich glaube, das werden Sie können. Es steckt eine Menge in diesem Projekt, und die Antwort wird auf der Ebene der Projekte oder Pro-

dukte zu finden sein. Man muss das nur noch einmal deutlich thematisieren. Und dann wird auch das Thema des Perspektivwechsels sichtbar. Weil das Einbeziehen der anderen Ausgangslagen für einen selber die Perspektive weitet und dann wieder das eigene Projekt schärft.

Als Sie, Herr Fraas, vorhin gesagt haben, Sie seien in die Heimat zurückgekehrt, habe ich mich gefragt: Ist das ein wesentlicher Punkt – Heimat als Perspektive? Ich habe auf dem letzten evangelischen Kirchentag geredet, der hatte das Thema »Ohne Gesellschaft ist keine Heimat zu machen«. Es ging um Themen des demographischen Wandels, der räumlich unterschiedlichen Entwicklung und so weiter. Ich fand das total spannend, vor allem die Frage, unter welchen Bedingungen ich einen Raum zur Heimat machen kann. Und das geht tatsächlich nicht mit technischen, sondern es geht mit vernetzten Projekten. Integrierte Stadtentwicklung im Sinne von verschiedenen Akteuren, Menschen, Strukturen und Systemen, die zusammenwirken. Und das scheint in Ihren Projektfamilien durch, wird aber für mich noch nicht ganz deutlich. Wie gehen Sie mit der großen Herausforderung um, die Menschen in so etwas einzubeziehen, was wir im Moment den Paradigmenwechsel in der Partizipation nennen? Oder ist das für Sie solch eine »neue Diskussion«, der gegenüber Sie lieber kontinuierlich an Ihren Themen arbeiten würden?

Franz-Josef Höing

Nein, das steht für uns nach wie vor auf der Tagesordnung, es ist Voraussetzung und ständiger Bestandteil unserer Themen. Wir wollen uns offensiv damit auseinandersetzen.

Elke Pahl-Weber

Ich habe das gesagt, weil ich glaube, dass Sie als Projektteilnehmer eine Vision haben. Und das in einer großen Breite alltagstauglich zu vermitteln, dafür scheint mir bei Ihnen eine gute Basis geschaffen worden zu sein. Das weiter zu betreiben, scheint mir wichtig. Verlieren Sie die Vision nicht. Sie haben sich ein running system aufgebaut. Never change a running system. Weiten Sie Ihren kleinen Kreis nicht auf, Sie haben ihn mit viel Mühe aufgebaut, nutzen Sie ihn jetzt. Das heißt natürlich nicht, dass Sie sich keinen Input aus anderen europäischen Städten holen sollten, beispielsweise Referenten oder Partner für Veranstaltungen. Das ist immer gut.



Elke Pahl-Weber: Den Mehrwert der Kommunikation nutzen

Klaus Selle

Vier Anmerkungen. Eine zum Thema Wirkung, drei zum Thema Alltag:

In Bezug auf die Wirkung fand ich die Frage interessant, wieso der Bund noch nichts von uns gelernt hat. Man kann ja drei Ebenen von Wirkungen unterscheiden, die diese Städtekooperation erzeugt oder erzeugen soll: Offensichtlich wirkt sie auf die anderen Städte und nach innen. Sie sollte aber auch in der Bundespolitik Wirkung hinterlassen. Ich finde, es wäre tat-

sächlich eine Herausforderung, einmal mit Verantwortlichen der nationalen Stadtentwicklungspolitik zu diskutieren: Wieso nutzt Ihr unsere Erfahrungen nicht? Man könnte sich auf diese Weise vielleicht sogar manches ExWoSt-Feld schenken ...

Zum Alltag. Im Zusammenhang mit einer Promotionsbetreuung fiel mir netlich wieder auf, dass zu den Problemen integrierter Stadtentwicklung immer wieder ähnliche Lösungsvorschläge entwickelt werden, auch wenn schon eine ganze Generation von Plänen »daran zugrunde gegangen« ist. Kann man also von einer Persistenz der Probleme oder Restriktionen sprechen, und gleichzeitig von einer Kontinuität des Bemühens, damit umzugehen? Also die Probleme gar nicht zu lösen, sondern neue Strategien des Umgangs zu finden. Könnte das die neue Fragestellung sein: Wie gehen Sie alle mit den sattem bekannten Problemen integrierter Stadtentwicklung um? Insofern würde ich auch dafür plädieren, dass es zu den drei genannten inhaltlichen Projektfamilien mindestens zwei Querschnittsthemen gibt. Das erste könnte lauten: Erfolgsbedingungen einer um Integration bemühten Stadtentwicklungspolitik. Hellmut Wollmann hat einmal gesagt, es gibt Worte, die unterstellen einen »gehabten Vollzug«. Integrierte Stadtentwicklung ist so ein Wort. Das kann einen »Kurzschluss« erzeugen, die Vorstellung also, Integration sei einmal herstellbar und dann dauerhaft vorhanden. Das aber ist nicht von dieser Welt – das wissen Sie alle am besten. Es gibt nur eine ständig um Integration von Inhalten, Ressorts, Akteuren, Finanzströmen, Programmen bemühte Stadtentwicklungspolitik, die immer wieder nur kleine Schritte macht. Das ist Ihr Alltag. Den sich anzuschauen, als »Mühen der Ebene«, als alltägliches Stolpern, Fallen und wieder Aufrufen, Weitermachen ... das ist aus meiner Sicht das Spannendste, was Sie leisten können. Wie geht das – sich um Integration bemühen? Unter welchen planungskulturellen oder politischen Bedingungen geht es womöglich nicht? Wie wird mit der Dauerhaftigkeit des Widerstands umgegangen? Integration als mühseligen Alltagsprozess betrachten und nicht als geübten Vollzug, das würde in der allgemeinen Diskussion helfen.

Damit bin ich beim zweiten möglichen Querschnittsthema unter der Rubrik »Alltag«: die Einbindung der Akteure, hier vor allem der Bürger. Der derzeitige Beteiligungshype ist ja, überspitzt formuliert, keine Lösung, sondern eine Manifestation des Problems. Seit Ende der 1960er gab es drei bis vier Zyklen, die das Thema Beteiligung durchlaufen hat. Der Hoffnung, »mehr Demokratie wagen« zu können, folgte alsbald der »Dienst nach Vorschrift«, mit dem die Beteiligungsregeln in der Praxis umgesetzt wurden ... und so ging es in den nächsten Jahrzehnten weiter: Programmatisch in den Himmel gehoben, etwa als unerlässliche Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung, als Hoffnung auf die Potenziale der Zivilgesellschaft etc., folgten stets die enttäuschenden Alltagserlebnisse einer nicht gewollten, einer lieblos praktizierten oder einer ins Leere laufenden Beteiligung. Kürzlich fragte jemand in einer Diskussion, wieso es immer wieder zu diesen Enttäuschungen kam. Nach meiner Überzeugung liegt der wesentliche Grund in der jeweils am Anfang stehenden maßlosen Überschätzung dessen, was Beteiligung leisten kann und in der Nicht-Beachtung der alltäglichen Probleme, die ihr immer wieder im Wege stehen. Gefragt war und ist ein nüchterer, ein realistischer Blick. Das gilt eben jetzt wieder: Stuttgart 21 hat viel ausgelöst. Allüberall scheint Einigkeit zu herrschen, dass »mehr Beteiligung« notwendig ist, »neue Verfahren« zum Durchbruch führen werden. Und man muss kein Prophet sein, um in diesen überschießenden Erwartungen bereits den Keim der nächsten Ernüchterung zu sehen.

Wer das vermeiden will, muss jetzt ein wenig gegen den Strom schwimmen, Beteiligung auch als »Zumutung« für alle thematisieren, auf die fortwährenden Widerstände hinweisen und manche aktuelle Fehlentwicklungen kritisieren. Es geht darum, Bürgerbeteiligung alltagstauglich zu machen – und daher muss man auch immer fragen: Wie geht gute Beteiligung trotz aller Alltagswidrigkeiten? Wo kommt man wie weit, welche Fehler macht man – und wie könnte man sie vermeiden?



Klaus Selle: Die zentralen Themen neu gegen den Strich bürsten

Dritte Anmerkung in Sachen Alltag: Manches sieht von außen anders als von innen aus. Manchmal kommen von Ämtern, die zu integrieren sind, die Sätze: »Da soll doch jetzt dieser Masterplan gemacht werden. Na, wir lassen die mal machen«. Das heißt, man sollte die Reichweite der alltäglichen Bemühungen auch einmal von außen betrachten. Stichwort: Perspektivenwechsel. Wie könnte man den organisieren? Da ist noch methodische Kreativität gefragt. Aber es ist sicher ertragreich, einmal aus der Sicht derer, die es zu integrieren gilt, nach Sinn und Reichweite dieses Bemühens zu fragen.

Martin zur Nedden

Auch mir wäre für die Zukunft wichtig, den Prozess noch bewusster zu begleiten und zu reflektieren, Erfolge und Misserfolge frühzeitig versuchen zu erklären. Eine externe Begleitung scheint mir da sinnvoll, ein Blick von außen, der die Dinge gewichtet.

Iris Reuther

Eine Nachfrage: Mehrwert der Kommunikation, das klingt magisch. Man denkt, genau das muss es sein. Aber wie misst man das, wie stellt man das dar? Wie machen wir diesen Prozess sichtbar?

Elisabeth Merk

Wir haben ja vorhin über die Formate gesprochen, mit denen man bestimmte Dinge vermitteln kann. koopBLATT ist ein gutes Format. Man sollte noch einmal über die Außenkommunikation nachdenken, vielleicht sind die angestrebte Öffentlichkeit und die Schwerpunkte in jeder Stadt andere. Was jeder Stadt nutzt, muss nicht unbedingt dasselbe sein.

In einem Coaching- und Reflexionsprozess Externe einzubeziehen, wie Herr Selle vorschlägt, fände ich sehr lehrreich. Wir erleben ja immer wieder, dass Leute aus anderen Branchen Dinge noch einmal völlig anders sehen. Das Problem ist gemeinsam, aber die Reflexion eine unterschiedliche. Mir fallen dazu zwei Episoden ein. In Regensburg gab es in den 1990er Jahren ein Programm der Hospitationen mit großen Unternehmen, für Führungskräfte. Begleitet war das durch ein Seminar. Ich durfte damals eine Woche zu BMW in die Personalabteilung. Obwohl es eine andere Branche war, habe ich später oft daran gedacht. Eine zweite Sache ist mir im Gedächtnis geblieben, ein Projekt des Thalia Theaters Halle 2005 im Rahmen der Internationalen Sommerschule Halle-Neustadt. Börse des Wissens hieß das, es

ging um geistiges Kapital. Verschiedenste Akteure aus der Stadtgesellschaft waren da beteiligt, lokale Berühmtheiten, interessierte Personen aus dem Klinikum, Kinder ... ein durchmisches Publikum und eine ganz andere Art von Austausch. Das heißt, Öffentlichkeitsarbeit kann auch andere, uns weniger geläufige Formate der Beteiligung einschließen. Formate mit Überraschungseffekt.

Michael Ruf

Es kommt darauf an, welche Ebenen man beteiligen und ansprechen will. Wenn ich eine fachliche Diskussion will, dann komme ich mit dem koopBLATT sehr gut an. Das stellt Akzeptanz her. Für die aktuellen Projekte in der Altstadt brauche ich mehr etwas zum Anfassen und Erleben. Wir müssen mit der ganzen Palette von Methoden und Beteiligungsformaten spielen. Die Bremer haben große Erfahrungen mit Entwicklungskonzepten, wir in Nürnberg haben vielleicht mehr Praxiserfahrung im Kleinteiligen. Wir probieren das jetzt aus und beobachten uns gegenseitig.

Christina Kahl

Stadtentwicklung dem Bürger zu kommunizieren ist schwierig. Es ist einfacher, über konkrete Projekte zu berichten. Was auf der Projektebene in Leipzig sehr gut funktioniert, sind die Stadtpaziergänge, die Talk Walks mit Bertram Weishaar in den letzten Jahren. Da gibt es ein großes Interesse der Bürger, meist laufen 60 bis 80 Personen mit. Wir erläutern dabei mit Akteuren vor Ort die Entwicklung eines Geländes, das wird auch in der Presse berichtet.

Michael Fraas

Zwei Anmerkungen. Zur Frage: Warum hat der Bund bisher so wenig übernommen? Wir machen etwas Neues und Ministerialbürokratien mahlen etwas langsamer. Ich darf das sagen, ich komme selbst aus einem Ministerium. Die Frage richtet sich aber an uns, vielleicht sollten wir einmal jemanden zu einer Runde wie der heutigen einladen, ein wenig Lobbying betreiben. Zur These, der derzeitige Beteiligungshype sei eine Manifestation des Problems: Das hört sich für mich ein wenig negativ an. Lösungen zu finden ist aber ein wesentlicher Aspekt von Koopstadt. Das Entscheidende an der Bürgerbeteiligung ist doch, wie man sie macht. Es muss ja nicht immer eine Volksabstimmung dahinterstehen wie bei Stuttgart 21. Beteiligung geht schon bei der Information der Bürger los, Hintergründe, Motive, Folgen.

Klaus Selle

Halten Sie mir zugute, dass ich seit 30 Jahren für Beteiligung werbe. Ich mache dabei aber immer wieder – und unter dem Stuttgart-Eindruck vermehrt – die Erfahrung, dass eine völlig realitätsferne, voller Mythen steckende Vorstellung von Beteiligung existiert, die gerade wieder aufgeblasen wird. Deshalb mache ich im Augenblick immer mal wieder den Advocatus Diaboli.

Wir müssen dieses Thema neu angehen und gegen den Strich bürsten. Sonst läuft es – wie vorhin schon erwähnt – auf die nächste Ernüchterung hinaus: man puscht das Thema hoch, kann die hinein produzierten Mythen nicht umsetzen und lässt es dann ganz.

Auch beim Thema klimagerechte Stadtentwicklung gibt es viele Mythen. Gerade bei der Frage der energetischen Modernisierung im Gebäudebestand sind schlichte betriebswirtschaftliche Rechnungen nicht gemacht worden, die deutlich machen,

es geht eben unter ökonomischen Gesichtspunkten nicht so, wie es sich viele wünschen.

Vielleicht sollte man »Workshops gegen den Strich« entwickeln, in denen die zentralen Themen »gegen den Strich« gebürstet, auf die in ihnen enthaltenen Mythen, Projektionen und Wunschvorstellungen abgeklopft werden. Auf diese Weise könnte man auch die Beteiligungsfragen auf den Prüfstand stellen. Damit am Schluss die Aspekte herausgearbeitet werden, auf die es ankommt, wenn man die Zumutung der Realität treffen will und Sie dann die Stichworte haben, mit denen Sie den eigenen Alltag beobachten und begleiten können. Zu überlegen, was ist denn an diesen ganzen, als Wörthülisen herumgetragene Themen anders zu denken, als wir es zu denken gewohnt sind ...

Eike Pahl-Weber

Noch ein Gedanke zur Frage, warum der Bund die Potenziale bisher nicht nutzt. Es gibt sehr viele Einzelthemen. Wenn man nicht hingehört und sagt, wir würden jetzt gern mit Euch mal unsere Zwischenergebnisse diskutieren, dann kommt der Wunsch nicht an. So einfach ist das. Und das kann man ja einmal überlegen.

Zum Hype der Beteiligung: Ich gebe Herrn Selle Recht. Aber ich sehe auch, dass im Moment eine dermaßen breite Aufstellung auf diesem Feld erfolgt, dass man sich dazu positionieren muss. Sonst tritt die beschworene Gefahr ein. Ich sehe, dass die privaten großen Immobilienberater eine Zivilarena einrichten. Für Beteiligung übers Internet, für alle. Wie die BulwienGesa AG. Ein Riesen-Projekt, übernommen aus Amerika. Von dort habe ich auch noch etwas zweites, nämlich einen Ausspruch des Beraters von Hillary Clinton. Nachdem die SOPA (Stop Online Privacy Act) baden gegangen ist, dieses Gesetz zum Schutz von Urheberrechten im Internet, meinte er: »Das 21. Jahrhundert ist kein gutes für Kontrollfreaks.«

Das heißt, wenn wir Beteiligung mit Kontrolle verwechseln, dann machen wir einen großen Fehler. Und ich fürchte, in vielen Beteiligungsverfahren steckt was von Kontrolle drin. Herr Fraas hat eben gesagt, man muss doch erst mal informieren. Ein Stück weit ergebnisoffen sein. Das ist aber ein Problem bei den gegenwärtigen Beteiligungsverfahren. Sich da aufzustellen und zu fragen, wie können wir das anders machen, ohne dass es uns unendlich viel Zeit kostet. Eine Reihe bestimmter großer Projekte traut man sich schon gar nicht mehr anzufassen. Doch das kann nicht sein. Denn bei dem Infrastrukturwechsel, der uns bevorsteht, geht es um große Projekte, also ist das die zentrale Frage. Zunächst sich selbst und die eigenen Stolpersteine dabei anzuschauen, finde ich einen guten Vorschlag und die richtige Ausgangsbasis. Auch wenn man dann noch mehr braucht.

Das Gespräch notierte Antje Heuer.



Ulrich Hellweg, Sabine Süß, Antje Heuer, Iris Reuther, Eike Pahl-Weber (v. l.)



D

DISKURS

STEUERN HEISST KURS HALTEN

> Prof. Elke Pahl-Weber
Technische Universität Berlin, Institut für
Stadt- und Regionalplanung

> Prof. Stefan Rettich
Hochschule Bremen, School of Architecture
sowie KARO* Architekten

> Prof. Dr. Klaus Selle
RWTH Aachen, Lehrstuhl für Planungstheorie
und Stadtplanung

ES GIBT DAS STEUER NICHT UND NICHT DEN STEUERMANN, ODER: WIR SIND DIE STADT!

>>> Ein Kommentar von Klaus Selle

»Die Stadt als Steuermann, der die Richtung vorgibt.« So war es gleich mehrfach auf den Anfangsseiten des ersten koopBLATTs zu lesen. Das irritiert. Gleich mehrfach.

Denn: Wer in der Geschichte der Metapher vom Steuermann stöbert, stößt immer wieder auf autoritäre Verhältnisse und die Verherrlichung von oder die Sehnsucht nach Macht (wenn etwa Kaiser Wilhelm das Staatsschiff lenkt) – und in eine solche Tradition will sich ja ein Netzwerk, das ein »Koop« im Namen trägt, sicher nicht stellen.

Dann: Die politische Theoriebildung hat mit der »Entdeckung« von »Governance« – nach dem Durchlaufen von zunächst »Planungs«, dann »Steuerungs«-Theorien – sich endgültig von der Vorstellung verabschiedet, es könne irgendwo ein Zentrum existieren, von dem aus die Entwicklung von Gesellschaft (oder Stadt) zu lenken sei. Zugleich wird man aus der Governance-Perspektive »die Stadt« (wenn damit Stadtverwaltung und -politik gemeint sein sollten) nicht mehr als ein Subjekt, sondern als Vielzahl von Einzelakteuren wahrnehmen, die ihren je eigenen Logiken folgen und dabei sehr oft nebeneinander her, aneinander vorbei oder sogar gegeneinander handeln.

Und nicht zuletzt erleben wir doch alltäglich, wie sich Städte von vielen Punkten aus durch das Handeln unterschiedlicher Akteure entwickeln, wie stark dabei die Kräfte – etwa der Märkte – sein können, wie wichtig aber auch Impulse scheinbar schwacher Akteure sind und wie schwer es ist, unter diesen Verhältnissen noch »planen« zu wollen. Mag ja sein, dass man sich in der alltäglichen Verzweiflung ob dieses scheinbaren Durcheinanders gelegentlich mal einen »starken Mann« wünscht, der das Ganze »in Ordnung« bringt oder eben »die Richtung vorgibt«.

>>> »Die Stadt als Steuermann«:

Diese Behauptung wird in koopBLATT No 1 getroffen und näher bestimmt. »Prinzip Governance« lautete der Titel des Heft. Unversehens entwickelt sich dazu auf der zweiten Kuratoriumssitzung eine kontroverse Diskussion. Offenbar gibt es unterschiedliche Haltungen zu den Fragen: Wer ist die Stadt? Wer steuert Stadtentwicklung? Wer sitzt mit im Boot?

Auf die beiden Textkritiken der Kuratoriumsmitglieder Elke Pahl-Weber und Klaus Selle antwortet Stefan Rettich von KARO*. Drei Haltungen zu einem Thema.

Aber: So sind die Verhältnisse nicht. Es gibt das Steuer nicht und nicht den Steuermann. Wir alle sind die Stadt. Alle prägen Stadtentwicklung – ob man nun an den Stadtrand zieht, ein »Startup« gründet, im Kulturverein mitwirkt, ein Mobilitätskonzept entwickelt, ein Geschäft schließen muss, mit Schlüsselgrundstücken spekuliert, die Miete erhöht, mehr Lärmschutz an der Bahnlinie fordert, über den Vorsitz im Planungsausschuss streitet oder der Stadt endgültig den Rücken kehrt ... Für jede Aufgabe, die sich etwa aus Sicht der kommunalen Stadtentwicklungspolitik stellt, muss also immer wieder gefragt werden: Welche Akteure sind hier von Bedeutung? Was sind ihre Ziele, Interessen und Handlungsweisen? Lassen sie sich in die Auseinandersetzung mit anstehenden Aufgaben einbeziehen? Auf welchen Wegen käme man zum gemeinsamen Handeln?

Solche Fragen ergeben sich dann, wenn man einen Perspektivwechsel vollzieht, und die Vielzahl der Akteure in den Blick nimmt, statt nur auf ein vermeintliches Zentrum (»den Staat«) zu blicken. Genau das ist mit »Governance« gemeint. Es handelt sich also nicht um eine »alternative Lenkungsform«, sondern zunächst vor allem um eine veränderte Wahrnehmungsweise: Das Schwarz-Weiß von »Plan« und »Markt« wird ersetzt durch genauere Blicke auf das Handeln vieler Akteure und ihre Bezüge untereinander. Erst so werden etwa die vielen Eigenbewegungen der Zivilgesellschaft erkennbar. Erst so geraten die vielen »intermediären Akteure« in den Blick. Erst so wird deutlich, dass beispielsweise die »staatliche Sphäre« in viele Einzelakteure zerfällt, die sich hoheitlicher Steuerungsformen ebenso bedienen wie informeller, diskursiver oder tauschförmiger. Und so weiter ...

Eben das war im UN-Bericht »Our Global Neighbourhood« gemeint, wenn Governance definiert wurde als »die Gesamtheit der zahlreichen Wege, auf denen Individuen sowie öffentliche und private Institutionen ihre gemeinsamen Angelegenheiten regeln«. Nur wer diese Wege kennt und in der Lage ist, sich mit all den anderen, die bei der Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten mitwirken, über eine Richtung zu verständigen, wird handlungsfähig werden und bleiben.

STEUERN HEISST KURS HALTEN

>>> Ein Kommentar von Elke Pahl-Weber

Zugegeben: die Stadt als Steuermann, das ist ein irritierendes Bild. Gehen wir doch erstmal davon aus, dass Steuermann auch eine Steuerfrau sein kann, um Missverständnisse zu vermeiden. Das irritierende Bild löst sich für mich, wenn ich an meinen Sport denke: wenn ich auf Segel-Regatten, sei es als Schiffsführerin oder Navigatorin, einen Steuermann habe, der verlässlich Kurs hält, bin ich absolut beruhigt und die Person hat meine uneingeschränkte Bewunderung. Denn Kurs halten bei Sturm wie Flaute und schweren Bedingungen, stundenlang ohne Ausruhen, mit Ansagen und Ausführen im Wechselspiel mit allen Mitsegelnden, das ist harte Arbeit und die wird in der Regel dadurch belohnt, dass das Ziel sicher erreicht wird. Nicht immer als erster, aber sicher und mitunter auf einem guten Listenplatz.

Dieses Bild vom Segeln auf die Stadt übertragen heißt tatsächlich: die Stadt sind wir alle, und als Steuermann hat die Stadt – haben wir alle – die Aufgabe, bestimmte Ziele zu erreichen. Es geht keinesfalls darum, dass Stadt von einem Steuermann gesteuert wird, wer sollte das sein? Analog zum Kapitän auf einem Schiff kann das nicht der oder die Bürgermeister/in sein. Das Bild verlangt also danach, klarzustellen: wer setzt welche Ziele und wer arbeitet daran mit, sie umzusetzen? Das ist auf der Ebene der Stadt ein höchst komplexes Unterfangen. Und dabei helfen heute die »Experten« allein nicht mehr, und selbst die organisierte und vorgeschriebene Beteiligung ist an die Grenzen der Einmütigkeit und Umsetzbarkeit gestoßen. Das gemeinschaftliche Handeln derer, die die Stadt zum Lebensort wählen, ist gefragt. Dabei ist keine Abgrenzung zum Land gemeint, das wäre wieder ein anderes Diskussionsfeld. Gemeint ist, dass Stadt als vielfältiger Ort sehr unterschiedlicher Interessen und Agierender bei aller Differenziertheit des Alltags und vor Ort doch als Gesamtheit einen Weg nimmt. Dahinter steht die nicht immer einfache Aufgabe, an das eigene Umfeld – das Quartier, den Stadtteil – zu denken und die Ziele der gesamten Stadt im Auge zu behalten.

Das Bild ist deshalb für mich eine Anschauung dessen, was wir schon lange »integrierte Stadtentwicklung« nennen und doch immer wieder neu erfinden müssen: eine Stadt, die sich in verschiedenen Herausforderungen und wechselnden Konstellationen unterschiedlicher Aktiver und aktiv werdender gemeinsame Lösungen erarbeitet. Die Herausforderungen des demographischen Wandels, der Klimaveränderungen, der Energieumstellung – sie sind nicht allein durch klare fachliche Arbeit zu bewältigen, sie erfordern das Mitmachen und gemeinsam Tragen – eine Gesamtleistung.

Hier hat Stadt als Steuermann die Aufgabe, die Perspektiven nicht zu verlieren, sie unter verschiedenen fachlichen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen Akteuren immer wieder zu thematisieren, Lösungen zu finden für den Alltag, für den konkreten Ort und für den Raum, der Stadtbewölkerung und physische Substanz – der Stadt meint. Wenn die Stadt als Steuermann Kurs hält, dann geht es um die Erreichung des Ziels für alle, die mitfahren.

AHOI, ES LEBE DER STEUERMANN!

>>> Eine Replik von Stefan Rettich

Das Bild des Steuermanns für den staatlichen Akteur im Kräftedreieck der Governance hat eine kontroverse Diskussion ausgelöst. – Warum die Hervorhebung eines von drei Gleichen, wo doch gerade die Gleichheit ein zentrales Moment in der Governance-Perspektive einnimmt? Warum diese Beschneidung der Freiheit in der Wahl des Kurses? – Der Grund ist einfach: seit Einführung der Demokratie benötigen wir einen Garanten, der für die »volonté générale«, den Gemeinwillen eines Volkes, einsteht. Der entgegen der »volonté de tous«, der Summe der Einzelinteressen, Kurs auf das Allgemeinwohl hält, denn auf Brüderlichkeit kann wegen der oft widerstreitenden Logiken der einzelnen Akteure nicht immer gezählt werden.

Sicher, Raum ist kein Konstrukt, das von oben verordnet wird, sondern in der Gesamtschau ein Produkt individueller Einzelhandlungen und Entscheidungen. Diese nicht ganz neue Perspektive wird aber nicht viel helfen. Man kann Städte durch viele Brillen betrachten, auch durch besonders rosarote: Planung als rein deskriptive Praxis würde ihren Ansatz als politisches Handlungsfeld unterminieren und sie zur zweckfreien Kunst erklären. Die Frage ist doch, wie die vielfältigen Handlungen im Raum in eine sinnvolle Richtung gelenkt werden können und durch wen. Michel Foucault spricht in seinem Diskurs über Gouvernementalität von Individuen als »Regierungen ihrer selbst«, die Fremd- und Selbstführung auszubalancieren vermögen. Die Rolle des Staats sieht er im »Führen von Führungen«.

Demgegenüber steht der nonchalante Ansatz des Nichtplanens, der im antiautoritären Denken der 1968er Generation wurzelt und sich am deutlichsten im »NON-PLAN« von Banham, Braker, Hall und Price manifestiert: »Was wäre, wenn es keinen Plan gäbe? Was würden die Leute tun, wenn sie die freie Wahl hätten? (...)« Doch dieser an sich sympathisch libertäre Ansatz hat sich allzu schnell zur Blaupause neoliberalen Denkens und Handelns verkehrt. Denn der Markt versagt, wenn er nicht durch den öffentlichen Sektor gebändigt und gesteuert wird. Am deutlichsten wurde dies in der räumlich und funktional ungesteuerten Geldschwemme, die dem Osten Deutschlands viel zu viel gebauten Raum an falscher Stelle beschert hat. Die Städte leiden bis heute unter dieser vorgezogenen, steuerlich finanzierten Subprimekrise: Resultat eines Steuerungsvakuums.

Niklas Luhman bezeichnet Gesellschaft als ein soziales System sozialer Systeme. Kommunikation ist der Kitt, der die vielfältigen Teilöffentlichkeiten zusammenhält. Und Kommunikation, nicht Dirigismus ist es, was den Steuermann von heute auszeichnet. Im Wechselspiel von planerischem Ideal und basisdemokratischer Rückkopplung wird nach einer allgemeinen Direktive gesucht. Die Stadt Bremen hat dies mit ihrem Leitbildprozess eindrücklich vorgeführt. Entzieht sie sich deshalb dem Governance-Prinzip? Natürlich muss der Gemeinwillen immer wieder neu verhandelt werden. Nach Axel Honneth sind soziale Konflikte Ausdruck und Kämpfe um Anerkennung von Ideen, Meinungen und politischen Überzeugungen. Diese in den allgemeinen Diskurs der Raum- und Stadtentwicklung aufzunehmen ist erste Aufgabe des öffentlichen Sektors.

Transparenz, Diskurs und Kommunikation sind die Schlüssel zu einer neuen »volonté générale«. Nach den Ausflügen der Politik in die neoliberale Welt und den zu beklagenden Schiffsbrüchen scheint es angebracht, wieder »mehr Ertatismus zu wagen« und für einen Steuermann zu werben, der nach eben diesem Gemeinwillen sucht und lenkt. Der Dienst auf einem Boot leistet, auf dem alle am Kurs mitwirken können, auch Piraten!

STÄDTE NETZ WERK

ZWISCHENBILANZ UND AUSBLICK

>>> Die Städte Bremen, Leipzig und Nürnberg erproben im Rahmen des Gemeinschaftsvorhabens koopstadt seit 2008 die integrierte Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch zwischen Politik, Verwaltung, Wirtschaft und zivilgesellschaftlichen Akteuren. Sie arbeiten dabei zu drei Themenfeldern der integrierten Stadtentwicklung. Weil sich zwischen den Partnern gute Kenntnisse voneinander und ein Vertrauensverhältnis entwickelt haben, können Fragen offen thematisiert, Lösungen gemeinsam gesucht und Handlungsansätze übertragen werden. Während in Bremen und Leipzig die Arbeitsstrukturen zur integrierten Stadtentwicklung bereits etabliert sind und koopstadt stärker als eine fachliche Unterstützung wahrgenommen wird, erfolgen in Nürnberg durch das Projekt deren Neuaufbau und direkte Umsetzung.

2012 ist das Jahr der Zwischenbilanz für koopstadt. In der ersten Projektphase wurde die Praxis integrierter Stadtentwicklung anhand von konkreten Projekten diskutiert. Zugleich fand ein Austausch über Methoden, Instrumente und Praktiken in Politik und Verwaltung statt.

Die neuen Formen des Lernens voneinander haben sich als die prägende innovative Komponente von koopstadt herausgestellt – mehr noch als neue Lösungen in den einzelnen Projektfamilien und konkreten Projekten.

Die Städte haben die gemeinsamen Ziele für die Phase 2013 – 2015 präzisiert: koopstadt ist im Kontext einer integrierten Stadtentwicklung und der Leipzig-Charta

> **Austauschplattform**, um auf Augenhöhe mit anderen Städten Zukunftsthemen zu reflektieren und zu bearbeiten

> **Katalysator und Motor**, um die eigenen Prozesse zu verstärken und zu legitimieren

> **Kommunikationsinstrument** gegenüber dem Bund und der Fachöffentlichkeit mit neuen Lern- und Austauschformaten als Markenzeichen.

Darüber hinaus verfolgt jede Stadt mit koopstadt spezifische Ziele, welche die anderen Partner respektieren und nach Möglichkeit mit konkreten Aktivitäten oder Know-how unterstützen.

In der nächsten Phase des Projekts sollen neue Lern- und Austauschformate erprobt werden, zentrales neues Element ist »Coaching und Reflexion«. Inhaltlicher Schwerpunkt wird zukünftig das Themenfeld »Urbane Lebensqualität, ökologischer Wandel und sozialer Zusammenhalt« sein. Ein Kernteam von koopstadt wird sich zudem mit verschiedenen strategischen Themen auseinandersetzen. In der Außenkommunikation sollen Lernprozess und inhaltliche Ergebnisse vermittelt werden, und zwar vor allem mit Blick auf das »Schwarzbröt« der Stadtentwicklung, den Alltag. Diskutiert wird darüber hinaus das Einbeziehen je einer europäischen Partnerstadt in Bremen, Leipzig und Nürnberg. ir

Workshopformat im Test: Austausch vor Ort



Christina Kahl von der koopstadt-Gruppe (l.) und der Nürnberger Stadtrat Gerald Raschke (r.) im Gespräch mit Staatssekretär Rainer Bomba auf dem 5. Bundeskongress Nationale Stadtentwicklungspolitik im Oktober 2011



STÄDTE NETZ WERK

Die Arbeitsstruktur von koopstadt hat sich weiterentwickelt. Die koopstadt-Gruppe bildet weiterhin das Zentrum der städteübergreifenden Kooperation und Kommunikation. Sie führt die inhaltliche Diskussion und trifft als Plenum in einem jährlichen Workshop alle strategischen Entscheidungen, die jeweils in der eigenen Stadt rückgekoppelt werden. Mitglieder der koopstadt-Gruppe fungieren zugleich als fachliche Mentoren für eine Projektfamilie. Über mehrere Kleinteams (AG) soll künftig die Arbeit geteilt und optimiert werden. Die koordinierende Geschäftsstelle hat ihren Sitz in Leipzig und wird bei der operativen Geschäftsführung partiell von Verwaltungsmitarbeitern der Partnerstädte unterstützt. Die koopstadt-Gruppe setzt sich aus den drei Städteams zusammen, die gleichzeitig den jeweils stadtinternen Prozess steuern. Ihre Mitglieder arbeiten in der Verwaltung und sind hier unmittelbare Ansprechpartner für Fachressorts, Wirtschaft, Institutionen, die Stadtpolitik und Projekttaktoren. Damit bilden sie die Basis von koopstadt vor Ort.

Der Steuerungskreis trifft städteübergreifend die inhaltlichen Entscheidungen zwischen den Workshops der koopstadt-Gruppe. Ihr gehören die Projektverantwortlichen aller drei Städte an. Als gemeinsame Repräsentanz fungieren die Oberbürgermeister bzw. Bürgermeister / Senatoren der Städte.

Die externe Prozesssteuerung hat das Leipziger Büro für urbane Projekte in Kooperation mit dem Fachgebiet Stadt- und Regionalplanung an der Universität Kassel übernommen. Das Büro berät die koopstadt-Gruppe, moderiert die Workshops und dokumentiert den Prozess in Reports und Forschungsberichten.

Das Büro KARO* architekten aus Leipzig hat ein Kommunikationskonzept zum Prozess entwickelt und zeichnet für Konzeption, Redaktion und Produktion des Magazins koopBLATT verantwortlich.

Die Kooperationen der Städtepartnerschaft funktionieren neben der Verwaltung auf weiteren Austauschebenen, den Projektsatelliten. Hier kommunizieren und arbeiten beispielsweise die Kommunalpolitiker, die Wohnungsunternehmen und die Hochschulen miteinander.

>>> Folgende neue Lern- und Austauschformate werden die nächste Projektphase prägen:

> **Thematischer Workshop.** Moderierter zweitägiger Workshop mit etwa 20 Verwaltungsmitarbeitern der drei Städte sowie externen Akteuren einschließlich Abendveranstaltung und Besichtigung vor Ort. Ziel ist der thematische Erfahrungsaustausch in einer Projektfamilie.

> **Workshopreihe 3x1.** Bis zu drei Workshops jährlich zu einem Arbeitsprozess, der parallel in allen drei Städten läuft, mit Verwaltungsmitarbeitern der drei Städte (pro Stadt etwa drei Personen) sowie ggf. externen Akteuren und Abendveranstaltung. Ziel ist der zeitlich konzentrierte und intensive Erfahrungsaustausch mit konkreter Zielstellung in einer Projektfamilie sowie der Aufbau langfristiger Netzwerke.

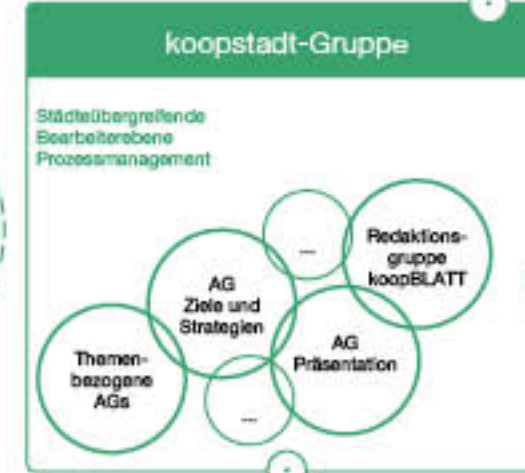
> **Coaching und Reflexion (C+R).** Zentrales neues Element. Ein Verwaltungsexperte aus der Stadt X wirkt bei einer Veranstaltung oder einem Workshop der Stadt Y innerhalb des Amtes oder mit externen Akteuren mit. Ziel ist die Beratung der Partnerkommunen und die Reflexion der eigenen Arbeitserfahrungen durch direktes Mitwirken »face to face« in fachlichen Prozessen.

> **Hospitation.** Ähnliches Format wie C+R mit veränderter Schwerpunktsetzung. Ein Verwaltungsexperte oder ein Mitglied der koopstadt-Gruppe aus der Stadt X besucht eine Woche lang die Stadt Y. Er wirkt dabei an Veranstaltungen, Regelterminen, Besprechungen und in Alltagssituationen mit.

> **koopstadt-Akademie.** Zweitägige Tagung mit Plenumsvorträgen und Fachforen zu Aspekten integrierter Stadtentwicklung mit Mitgliedern der koopstadt-Gruppe oder Verwaltungsmitarbeitern als Referenten sowie Vertretern aus anderen Städten und Planungsbüros als Teilnehmer. Hier werden koopstadt-Erfahrungen vorgestellt und diskutiert, ggf. gekoppelt mit anderen Veranstaltungen. Ziel ist der Erfahrungstransfer des koopstadt-Verbandes nach außen.

Arbeitsstruktur koopstadt

Projektsatelliten



Städteams koopstadt

Lokale Bearbeiterebene Prozessmanagement

BREMEN

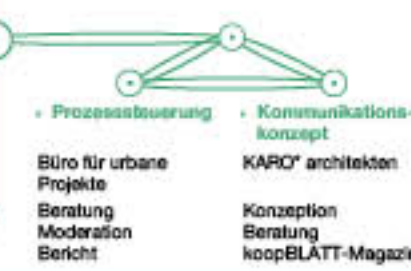
Senator für Umwelt, Bau und Verkehr (SUBV) Referat Raumordnung, Stadtentwicklung, Flächennutzungsplanung (Ref. 71)

LEIPZIG

Dezernat Stadtentwicklung und Bau (Dez. VI) / Stadtplanungsamt / Abteilung Stadtentwicklungsplanung

NÜRNBERG

Wirtschaftsreferat (Ref. VII) / Amt für Wohnen und Stadtentwicklung / Abteilung Stadtentwicklung und Stadterneuerung



PROJEKT FAMILIEN

>>> In der laufenden Phase arbeitet koopstadt auf drei breit angelegten Themenfeldern mit jeweils mehreren Projektfamilien. Hier treffen die Sichtweisen von Verwaltungsmitarbeitern und externen Akteuren aufeinander. Sie tauschen sich vor allem im Rahmen von Workshops über ihre Ziele und methodischen Erfahrungen in einem ressortübergreifenden und integrierten Prozess der Stadtentwicklung aus. Während der mehrjährigen Projektdauer haben die Projektfamilien jede der drei Städte besucht. koopstadt ermöglicht einen Austausch auf Augenhöhe und einen Perspektivwechsel auf die eigenen Situationen; das Projekt beschleunigt somit bestimmte Prozesse. Diese Zusammenarbeit soll in der nächsten koopstadt-Phase für ausgewählte Projektfamilien noch vertieft werden.

> Der folgende Überblick zeigt die insgesamt acht Projektfamilien in ihrer Zugehörigkeit zu den drei Themenfeldern von koopstadt. Die vorliegende zweite Ausgabe von koopBLATT stellt wiederum drei der Projektfamilien jeweils mit einem kurzen »Familienbericht« und einer Reportage vor.

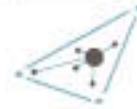
THEMENFELD

URBANE LEBENSQUALITÄT, ÖKOLOGISCHER WANDEL UND SOZIALER ZUSAMMENHALT

Urbane Lebensqualität steht für ein kreatives, tolerantes und integrierendes Milieu in den Städten, deren Gesellschaften sich rasant verändern. Vielerorts wächst die Zahl der Älteren, während sich anderswo die Jüngeren, Mobilen und Aktiven sammeln. Das Nebeneinander von Kulturen, Ethnien und Generationen belebt die Nachbarschaften, führt aber auch zu bisher unbekanntem Konflikten und Risiken. Die Folgen des Klimawandels für die Städte und die Erfordernisse einer Anpassung von Bau- und Raumstrukturen, Versorgungssystemen und Verbraucherverhalten haben ökonomische und soziale Dimensionen. Das Themenfeld widmet sich deshalb Zukunftsfragen rund um die Bildung und Quartiersentwicklung sowie der Stärkung der Innenstädte und schließlich auch den Ansprüchen an eine klimagerechte Stadtentwicklung.



Stärkung der Innenstadt
> koopBLATT Nr. 2, S. 17/20



Bildung im Quartier
> koopBLATT Nr. 1, S. 15/30



Klimagerechte Stadtentwicklung

THEMENFELD

ÖKONOMISCHE INNOVATION, KREATIVE MILIEUS UND BETEILIGUNG

Städte wachsen und schrumpfen gleichzeitig. Areale fallen aus ihrer ursprünglichen Nutzung. Überkommene Baustrukturen erweisen sich als zu eng oder zu weit für gewandelte Ansprüche. Neue große Stadtbausteine einer globalen Ökonomie besetzen Schnittstellen in der Region und zentrale Adressen in der Stadt. Diese sehr unterschiedlichen Bewegungsformen von Stadt wollen erkannt und in ihrer Veränderung angemessen begleitet werden. Das Aufbrechen relativ monofunktionaler Stadträume sowie die Suche nach zukunftsfähigen Raumnutzungen stehen deshalb im Fokus. Die Städtepartner bewegen insbesondere folgende Fragen: Kann über das Ermöglichen und Schaffen kreativer und innovativer Freiräume durch Verwaltung, Politik, Bürger und Unternehmen eine andere Qualität in der Stadtentwicklung erreicht werden? Welche Instrumente werden dafür gebraucht?



Zwischennutzung als Normalfall der Stadtentwicklung
> koopBLATT Nr. 2, S. 18/28



Räume für Kultur- und Kreativwirtschaft
> koopBLATT Nr. 2, S. 19/34



Transformationsstandorte als Teil der Stadt

THEMENFELD

REGIONALE KOOPERATION, RÄUMLICHE VERNETZUNG UND NEUE AKTIONSRÄUME

Städte profilieren sich als Gateways und Innovationsschmieden und ihre Entwicklung vollzieht sich in einem veränderten Verhältnis der Stakeholder zueinander. Das Dreieck aus Staat (Politik und Verwaltung), Markt (Wirtschaft und Grundeigentümern) sowie Bürgern (in ihren unterschiedlichen Zugehörigkeiten und Engagements) verschiebt sich in seiner Wirkungsweise weg von vertikalen Hierarchien hin zu horizontalen Bündnissen. Das trifft insbesondere auf die strukturelle und räumliche Vernetzung der Städte mit ihren Regionen und die Ansätze eines kooperativen und integrierten Miteinanders der Kommunen und Institutionen im Verflechtungsbereich der Städte zu. Zwei Projektfamilien untersuchen die Konsequenzen für eine integrierte Stadtentwicklung aus Sicht der Kommunen genauer.



Stadt ist Region
> koopBLATT Nr. 1, S. 14/22

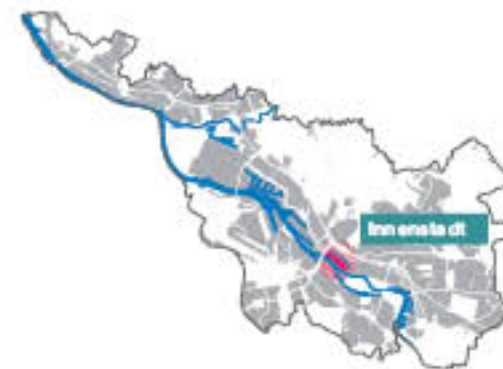


Wasser-Region
> koopBLATT Nr. 1, S. 13/16

STÄRKUNG DER INNENSTADT

>>> In allen drei Städten werden derzeit integrierte Konzeptionen für die Innenstädte auf den Weg gebracht. In der Projektfamilie eröffnet sich dabei ein Raum, um über aktuelle thematische Schwerpunkte, geeignete Methoden und Kommunikationsformen zu sprechen. Wesentlich war die Formulierung einer gemeinsamen Position im Kontext des »Weißbuchs Innenstadt«. koopstadt sagt hier, dass die Zentren nur in einem fachübergreifenden Prozess, mit fundierten strategischen Konzepten, kreativen Lösungsansätzen sowie unter Beteiligung von Akteuren und Bürgern entwickelt werden können.

Die Auseinandersetzung mit den Innenstädten ist Arbeit am Profil und Image. Die Themen sind vielfältig. Sie umfassen Leitbilder und Marketingstrategien sowie die Balance von Geschichte und Zeitgeist. Es geht darum, öffentliche Räume und symbolträchtige Orte zu stärken, Einzelhandelsflächen zu entwickeln und für einen geeigneten Branchenmix zu sorgen – und gleichzeitig auch darum, die Standhaftigkeit von Verwaltung und Stadtpolitik zu beweisen. Während der Fokus der Diskussion zunächst auf der Innenstadt als Marktplatz, Wirtschaftsstandort und Arbeitsort lag, sollen perspektivisch die Wohnbestände der 1950er und 1960er Jahre, ihre energetische Sanierung und Anpassung an neue Stadtqualitäten untersucht werden. Die vergleichende Betrachtung in thematisch konzipierten Arbeitspaarergängen hilft bei der Analyse und Schärfung der Innenstadtkonzeptionen. ir



3x Innenstadt

Unter dem Arbeitstitel »Bremen Innenstadt 2020« wird derzeit ein Entwicklungskonzept erstellt, dessen Betrachtungsbereich eine erweiterte Innenstadt umfasst. Ausgehend vom Leitbildprozess der Stadt sowie den Leitlinien der Handelskammer wird die Erarbeitung und Kommunikation von den strategischen Partnern getragen und integriert einen großen Kreis an Beratern und Begleitern. Die Anlässe ergaben sich aus den Zielen der Koalitionsvereinbarung zur Stärkung und Attraktivitätssteigerung einer multifunktionalen Innenstadt sowie aus der notwendigen Integration eines geplanten neuen innerstädtischen Einkaufszentrums im Ansgariviertel. Die Bearbeitung des Konzeptes erfolgt in drei Phasen: Orientierung, Konzept, Präsentation. Die Themenfelder werden so formuliert: »Innenstadt – historisch, lebendig, innovativ, grün, offen, zentral, organisiert und nachhaltig«.

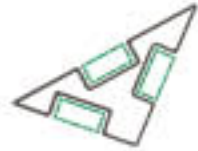


Auch Leipzig befindet sich auf dem Weg zu einem integrierten Innenstadtkonzept. Mit verschiedenen sektoralen Konzepten (Mobilität, Spielräume, Städtebau) und einem über den Ring hinausgehenden Betrachtungsbereich sowie zahlreichen Partnern sind bereits wesentliche Ansätze dafür gegeben. Aktuell steht die Frage, wie sich Flächen, Einzelhandelslagen, Kundenpotenziale und Profil der City durch das neue Einkaufszentrum »Höle am Brühl« entwickeln werden. Außerdem wird die Innenstadt insbesondere für Besucher aus der Region deutlich besser erreichbar sein, wenn Ende 2013 die ersten S-Bahnen durch den neuen City-Tunnel fahren. Die Stadt muss sich mit einem zukunftsreichen Nutzungsstrukturkonzept auf die Entwicklungen des zentralen Einzelhandels- und Wirtschaftsstandortes einstellen und zugleich die vorhandenen Qualitäten der Innenstadt als Kultur- und Bildungsstandort, Identifikationsort und Imageträger sichern und ausbauen.



In Nürnberg wird zurzeit aus dem koopstadt-Prozess heraus ein integriertes Stadtentwicklungskonzept für die Altstadt erarbeitet. Dabei fließen Erkenntnisse aus den Stadterneuerungsgebieten der südlichen und nördlichen Altstadt ein. Das interdisziplinär und ressortübergreifend zusammengesetzte Gebietsteam kann sich daher auf die eingeführten Kooperationen mit externen Akteuren stützen. Parallel wird für die Gesamtstadt Nürnberg ein neues Einzelhandels- und Zentrenkonzept aufgestellt. Deutlich wurde, dass für die qualitative Entwicklung des Einzelhandels- und Tourismusstandortes eine konzeptionelle Schärfung der Positionen, die Arbeit an einem neuen »Bild« der Altstadt sowie strategische Kooperationen mit alten und neuen Partnern angezeigt sind. Diese Fragen überlagern sich mit der Perspektive des Wohnens in der Altstadt und sozialen Aspekten.



ZWISCHEN- NUTZUNG ALS NORMALFALL DER STADT- ENTWICKLUNG



>>> Stadtquartiere im Umbruch besitzen oftmals einen Überschuss an leer stehenden Arealen oder brach gefallenen Immobilien, die häufig preiswert vermietet werden können. Hier sind neue Entwicklungsmodelle gefragt. Häufig erobert Akteure der Kultur- und Kreativwirtschaft diese Räume neu. Dabei entwickeln sich temporäre Nutzungen. Dauer und Frequenz, Nutzungsformen und Trägerschaften sind dabei sehr unterschiedlich. Die Projektfamilie hat sich reihum in Bremen, Leipzig und Nürnberg getroffen und über den aktuellen Stand der »Szene« ausgetauscht. Innerhalb von drei Jahren hat sie sich dabei verändert und im Ergebnis des Austauschs zu konkreten Erfahrungen einen programmatischen Namen gegeben. In der Debatte geht es um die ökonomischen Effekte an den Standorten und um die sozialen Fragen der Nutzer, aber auch um den Einfluss auf die umliegenden Stadtteile und um die Instrumente, mit denen Verwaltung steuern und fördern kann. Schließlich werden die Perspektiven von Zwischennutzungen diskutiert. Können sie sich verstetigen oder müssen sie einer wirtschaftlicheren Vermarktung weichen, wie entscheidet sich das und was hat das für städtebauliche und soziale Folgen? Jede Stadt braucht dabei entsprechend ihrer konkreten Stadträume und Szene ihre eigenen Strategien und Instrumente. Damit verfügen die Städtepartner über einen sehr konkreten Fokus im Rahmen einer bundesweiten Debatte zu den Folgen der Reurbanisierung. ir



3 x Stadtregion

In Bremen liegt der Fokus auf Transformationsarealen unterschiedlicher Größe, die über die ganze Stadt verteilt sind. Zwischennutzungsprojekte umfassen kulturelle Sommercamps, Ausstellungen und Veranstaltungen in leerstehenden Immobilien zur Imagebildung an peripheren, vernachlässigten Standorten. Nicht zuletzt gelingt auch die dauerhafte Umnutzung von klassischen Gewerbeimmobilien als Gründerzentren für Kreative. Die Strategie der Zwischennutzung im Sinne einer Testnutzung bewährt sich zur Klärung von baurechtlichen Fragestellungen und der Verträglichkeit mit vorhandenen Nutzungen.

-  Brachen / vorhandene Leerstände
-  Boomende Innenstadtrandlagen





In Leipzig entwickeln sich die Zwischennutzungen bei einem vergleichsweise entspannten Immobilienmarkt vor allem im gründerzeitlichen Gebäudebestand, in leer stehenden Objekten an den Magistralen oder auf brach gefallenen Industriearealen unterschiedlicher Größen. Dabei konnte eine Bewegung und Wanderung der Szene durch die verschiedenen Stadtteile beobachtet werden, so dass differenzierte Strategien für den »etablierten Süden«, den gerade »im Aufwind befindlichen Westen« und den »noch nicht entdeckten Osten oder Norden« erforderlich sind.

-  Großflächige Brachen
-  Struktureller, kleinteiliger Leerstand bzw. Brachen in Gründerzeitgebieten



In Nürnberg unterliegen die großen Transformationsareale in der Weststadt und in ersten Ansätzen auch der Altstadt und des Nürnberger Südens einem hohen Nutzungsdruck, was in der wirtschaftlichen Dynamik der Stadt begründet ist. Deshalb verbleiben für eine Zwischennutzung vergleichsweise geringe Spielräume. Diese erfordern das besondere Engagement privatwirtschaftlicher Akteure und die gezielte Unterstützung der Stadt im Rahmen ihrer integrierten Stadtteilentwicklung. Beispiele hierfür findet man vor allem in der Weststadt.

-  Großflächige Brachen / untergenutzte Areale
-  Schwerpunktraum Nürnberger Westen



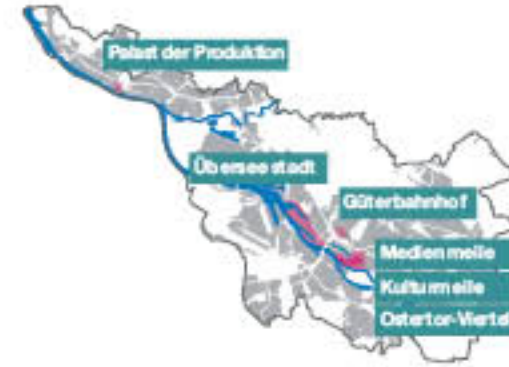
>>> Bei dem vergleichsweise jungen Wirtschaftssektor etablieren sich Kreative, Freiberufler, Klein- und Kleinstunternehmen sowie Initiativen in bestimmten Stadtquartieren und an besonderen Standorten. Häufig nutzen sie preiswerte Räume und es ergeben sich räumliche oder institutionelle Synergien mit Kultur- und Kunsteinrichtungen, Hochschulen oder forschungsorientierten Wirtschaftsstandorten. Dabei bilden sich Adressen heraus und es entstehen besondere urbane Milieus. Das hat Auswirkungen auf die Nutzungsmuster der Objekte und Stadträume. Die heterogene Branche und Szene entwickelt eigene lokale, regionale und überregionale Netzwerke. Dabei prägen sich berufliche Karrieren und Erwerbsbiographien aus – im Spannungsfeld zwischen Individualität und Selbstverantwortung. Die Akteure der Kultur- und Kreativwirtschaft wirken häufig als Zwischennutzer. Die beiden Projektfamilien wurden bei Koopstadt daher unter dem thematischen Dach »Kreative Raumeroberungen« vereint. Außerdem existieren Schnittstellen zur Projektfamilie »Stärkung der Innenstadt«. Die in der Projektfamilie beteiligten Akteure haben mit FreelanceCamp und Klub Analog den direkten Austausch der Kreativen in den Städten initiiert. ir

RÄUME FÜR KULTUR- UND KREATIV- WIRTSCHAFT



3 x Kultur- und Kreativwirtschaft

In Bremen existiert seit 2008 ein Arbeitskreis Kultur- und Kreativwirtschaft aus Vertretern der Verwaltung und Wirtschaftsförderung. Stärkste Elemente der Branche sind Werbung und Medien, die sich vor allem in der Überseestadt, der Medienmühle, der Kulturmühle, im Ostertorviertel und auf dem Areal des Güterbahnhofs angesiedelt haben. Als Katalysatoren wirken dabei auch stadtkulturelle Einrichtungen. Temporär wird ein Fabrikareal als »Palast der Produktion« zwischengenutzt.



In Leipzig werden seit 1996 regelmäßig Studien zur Medienwirtschaft erstellt, die seit 2011 die Branche der Kultur- und Kreativwirtschaft insgesamt berücksichtigen. Im Rahmen von EU-Projekten konnten Arbeits- und Steuerungsstrukturen aufgebaut werden, welche die Rahmenbedingungen für die Branche verbessern sollen. Die Szene selbst hat sich durch den Aufbau von Netzwerken sowie durch Messen und Events etabliert, die vor allem die Innenstadt als kulturelles Zentrum, aber auch die aufstrebenden Stadtteile im Süden und Westen als Schauplätze nutzen.



In Nürnberg wurde 2010 der erste Kultur- und Kreativwirtschaftsbericht der Metropolregion herausgegeben. Die Herausforderung besteht hier darin, die Interessen und Bedarfe der Kreativen zu eruieren, zu bündeln und entsprechend zugeschnittene Handlungsmaßnahmen zu formulieren. Als Top-Adresse erweist sich die südliche Altstadt. Von da aus hat sich die Szene über den Stadtteil Gostenhof vor allem in die Nürnberger Weststadt ausgebreitet und auf dem AEG-Areal rund um das Vernetzungsprojekt »Zentrifuge« einen aktuellen Hotspot gefunden. Ein nächster Meilenstein ist die Errichtung der Kulturwerkstatt Auf AEG durch das Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg.



-  Kreatives Milieu/Standort, Schwerpunkt Branche
-  Magistrale / Melle

R

1

REPORTAGE

STADT IST
HALTUNG.
AUF DEM WEG ZU
NEUEN KONZEPTEN

—
Vom Austausch in
der Projektfamilie
Stärkung
der Innenstadt



—
In einer fremden Stadt auf die eigenen Dinge
kommen: Expertentour durch die Leipziger
City

MARKTPLATZ INNENSTADT

Wenn die Leute sagen, sie gehen in die Stadt, dann meinen sie das Zentrum. Hier führen sie ihre Gäste hin oder verabreden sie sich. Es ist das Wohnzimmer einer Stadt, das Geschichte und Gesellschaft, Kontinuität und Veränderung spiegelt. Hier begegnen sich Wirtschaft und Handel, Kultur und Wissenschaft, widerstreitenden Interessen. Entsteht ein Bild, das von der Haltung dieser Stadt kündigt.

An einem Dienstagvormittag im September 2011. In einem Universitätsgebäude der Leipziger Innenstadt trifft sich die Projektfamilie: beim ersten Workshop soll es um das Stadtzentrum als Marktplatz, Wirtschaftsraum und Arbeitsort gehen. Derzeit werden in Bremen, Leipzig und Nürnberg neue Innenstadtkonzeptionen erarbeitet.

Den ersten Abriss zum Stand der Entwicklung gibt Olaf Orb von der Handelskammer Bremen. Das Konzept mit dem Arbeitstitel »Bremen Innenstadt 2020« behandelt die historische Altstadt in Verflechtung mit den angrenzenden Quartieren – als Baustein des 2008 entstandenen Leitbilds. Es wird gemeinsam von der Handelskammer, dem Senator für Umwelt, Bau und Verkehr, dem Senator für Wirtschaft und Häfen sowie weiteren Beratern und Begleitern erarbeitet. Die Zusammenarbeit wird von allen als Gewinn betrachtet.



Auf speziellen Routen durch die Innenstadt, hier die Wirtschaftsgruppe unter Leitung vom Achim Lohse (S. v. l.)

Anlass für das Innenstadtkonzept waren zum einen der Anspruch, das Zentrum aktiv stärken und als Marktplatz attraktiver machen zu wollen, zum anderen das konkrete Projekt einer geplanten Shopping-Mall im zentral gelegenen Ansgariviertel. Olaf Orb umreißt einige der Probleme: »Wie lässt sich solch ein Vorhaben bremmentypisch architektonisch fassen? Wie lassen sich Grundstücksfragen klären? Wie kann das Einkaufszentrum eine stadtgemeinschaftliche Akzeptanz erreichen?« Allen Beteiligten sei klar geworden, dass man die Potenziale der Innenstadt nur im Zusammenhang analysieren und nutzbar machen kann.

Die Situation des Einzelhandels in der Bremer Innenstadt sei schwierig, die Anzahl der fehlenden Quadratmeter liege im fünfstelligen Bereich. Neben Quantität wolle man vor allem Qualität gewinnen. Beim Einkaufszentrum Ansgaritor arbeiten die Ressorts deshalb ebenfalls eng zusammen, haben sich über Rahmenbedingungen verständigt und Leitlinien beschlossen.

Michael Baranowski, Gebietsteamleiter Altstadt beim Amt für Wohnen und Stadtentwicklung der Stadt Nürnberg, setzt mit einer Standortbestimmung fort. Das Integrierte Stadtentwicklungskonzept für die Nürnberger Altstadt wird hier aus dem koopstadt-Prozess heraus erarbeitet. Das Gebietsteam ist interdisziplinär und ressortübergreifend besetzt, es nutzt die Er-

kennnisse aus den Stadterneuerungsgebieten der südlichen und nördlichen Altstadt und stützt sich auf bewährte Kooperationen mit externen Akteuren – etwa dem Citymanagement, dem Verein Erlebnis Nürnberg und teilraumbezogenen Netzwerken.

Er benennt die aktuellen Probleme: den Frequenzrückgang und die wachsende Filialisierung, eine starke Konkurrenz durch Ansiedlungen auf der »grünen Wiese« und die Nachbarstädte im Umland, die steigenden Ladenmieten, den Rückgang der Beschäftigten im Einzelhandel, das Konzentrationsverhalten der Betriebe und die veränderte Situation nach der Insolvenz von Arcandor und der Schließung von Quelle. Das neue Stadtentwicklungskonzept müsse strategische Antworten finden.

Auch die Gastgeberstadt plant die Entwicklung eines integrierten Innenstadtkonzeptes. Stefanie Komm vom Leipziger Stadtplanungsamt erläutert die Situation und Perspektive der City. Davon wollen sich die Workshop-Teilnehmer gleich ihr eigenes Bild machen.

PASSAGENHAUPTSTADT DEUTSCHLANDS

Am Nachmittag des gleichen Tages. In drei Gruppen erkunden Bremer und Nürnberger gemeinsam mit einheimischen Kollegen die Leipziger Innenstadt; auf speziellen Touren nimmt eine erste den Einzelhandel in den Blick, eine zweite die Wirtschaft und eine dritte Kultur und Bildung. Das Zentrum misst in keiner Ausdehnung mehr als einen Kilometer, und so läuft man sich zwischendurch über die kurzen Wege.

Überall junge Leute: die Uni in der Innenstadt lässt den demographischen Wandel fast vergessen. Stefanie Komm führt die Einzelhandelsgruppe. Schnell erkennen die Gäste die große Stärke der City: die etwa 30 Passagen und Durchgangshöfe der ehemaligen Messehäuser, die ein zweites Wegenez von eigener Poesie aufmachen, das von Händlerstolz und Pragmatismus, von der Freude an Geschäft, Kunst und Handwerk erzählt. Leipzig gilt als Passagenhauptstadt Deutschlands. Ladenstraßen und geflieste Lichthöfe, Wandfriese und Brunnen, Cappuccino und Kabarett, Figuren aus Muschelkalkstein und Bronze. In Hansa- und Specks Hof gibt es Art-déco-Leuchten unter zeitgenössischen Malereien. Die Mädlerpassage kennt man als Klassiker in Reiseführern: Goethe in Auerbachs Keller und das Glockenspiel aus Meißner Porzellan.

Das Passagen-Projekt verbinde Immobilieneigentümer, Einzelhändler, Vereine und Stadtverwaltung, erzählt Matthias Weise vom Verein City Marketing Leipzig, dem Vertreter aller Innenstadtkräfte. Besonders das gemeinsam initiierte Passagenfest habe die Zusammenarbeit der Akteure befördert und die Passagen bekannt gemacht. »Jede Passage hat ein gewisses Alter, ein gewisses Flair. Passend dazu finden bei dem Fest Aktionen statt. Man kann in einer hundert Jahre alten Passage nicht das Gleiche machen wie in einer, die zehn Jahre alt ist«, sagt Matthias Weise. Zweimal hat das Fest bislang stattgefunden, beide Male hat man etwa 50.000 zusätzliche Besucher in der Stadt gezählt.

Weiter geht es über die Nikolaistraße; wie in der gesamten Innenstadt fallen die vielen eigentümergeführten Läden und der geringe Filialisierungsgrad auf. Allerdings ist ausgerechnet in dieser Straße mit sehr hoher Passantenfrequenz die Fluktuationsrate hoch, erste Trading-down-Effekte zeichnen sich ab. Im historischen Hof des Zeppelinhauses verkauft Mäc-Geiz Kerzenstumpen und künstliche Orchideen. In Oelfsners Hof mit seinen neobarocken Sandsteinfassaden sind die Scheiben eingeschlagen, der Blick durch das verschlossene kunstschmiederne Tor fällt auf

ausgelagerte Möbel und Mülltonnen. Aber auch das ist Potenzial und erst recht ein Grund zum Bleiben: wenn nicht alles fertig ist. Kurz darauf schauen die Spaziergänger prüfend über den Willy-Brandt-Platz hinweg zu den attraktiven Promenaden Hauptbahnhof, vor den Blumenrabatten des Platzes liegen die Punker mit ihren Hunden.

Später passiert die Gruppe die Baustelle der viel diskutierten Höfe am Brühl. Hier entsteht nach Abbruch einer Wohnbebauung aus den 1960ern ein großes Einkaufszentrum. Das wird über 27.000 Quadratmeter Verkaufsfläche, Wohnungen und ein Parkhaus besitzen, und es wird die Innenstadtgrenze neu fassen. Die Stadtverwaltung hat wesentlich Einfluss auf Nutzungsmix, Entwurf und Ausführung genommen, bis hin zur Schöpfung des Namens.



Begehen und Fühlen einer Stadt: Stefanie Komm (r.) führt die Einzelhandelsgruppe

Im Hintergrund der Großen Fleischergasse erheben sich die Betonbauten der ehemaligen Staatssicherheit, welche die Erkursionssteilnehmer als Optionen für neue Bildungsadressen identifizieren. Die Hainstraße hinauf verspricht das Hôtel de Pologne die baklige Renaissance von Hotel und Festsälen, und am Markt dringt aus der Baustelle des Citytunnels der Geruch nach frischem Beton. Warum eigentlich habe man in der Stadt so wenig Bänke, fragt eine Nürnberger Kollegin.

Die Gruppe gelangt zum Leuschner-Platz, dessen Entwicklung gerade öffentlich debattiert wird. Es entbrennt eine Diskussion darüber, ob die anvisierte Markthalle auf dem Platz jenseits des Ringes sinnvoll ist. »Wie – dahinten soll die hin? Das geht doch gar nicht.« Man stellt fest, dass der Ring an manchen Stellen schwer zu queren ist. Er umschließt die Innenstadt und hält die benachbarten Quartiere auf Abstand. Das geschieht zum Teil über Grünanlagen, bedingt jedoch auch Brüche und Trennungen. Ein Gast plädiert für Rückbau, die Hiesigen denken an Umgestaltung und an den mehrreihigen Promenadenring, den die Straße einst darstellte.

DIE STÄRKE DER WIENER INNENSTADT

Später überquert ein Teil der Gäste den Ring. Auf halber Strecke zwischen zwei Ampelanlagen steigen die Leute beinahe demonstrativ über die Gleise, um auf kürzestem Weg ins Ring-Café zu kommen. Dort findet die öffentliche Abendveranstaltung statt. Neben den koopstadt-Akteuren aus Bremen und Nürnberg sind Partner der Stadtentwicklung und die Leipziger geladen. »Zukunftsfragen und Perspektiven für die Leipziger City« heißt das Thema. In Podiumsdiskussion und Improvisationstheater geht es um das Zentrum der Stadt: Außen- und Innensichten, Wahrnehmung und Handlungsoptionen.

Einführend meint Bremens Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing, er wolle seine eigene Stadt nicht klein reden, habe aber heute beim Aussteigen aus dem Zug gedacht: Endlich wieder in der Großstadt! Man denke, hier müssten mindestens eine Million Menschen leben. Er lobt die Mischung von Einzelhandel, Kultur und Wissenschaft. Die Stadt habe an manchen Stellen die Stärke der Wiener Innenstadt, und deren Ringstraße verdeutliche vielleicht das Potenzial, das auch der Leipziger Ring berge, wenn man Innenstadt und angrenzende Quartiere miteinander verknüpfe.

Michael Ruf vom Bürgermeisteramt in Nürnberg sagt, er liebe das spannende Leben der Stadt, bewundere das Passagensystem, die Kleinteiligkeit von Nutzungsstruktur und Fassaden. Er frage sich aber nicht ohne Sorge, inwiefern sich das Profil der Stadt ändere, wenn die neuen Höfe am Brühl mit den enorm großen Einzelhandelsflächen in Betrieb gingen.

Leipzig habe eine wahnsinnig attraktive Mitte, sagt der Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums, Dr. Volker Rodekamp, sieht jedoch ein Defizit in der Vermittlung. Auch die Passagen würden unter Wert verkauft. Als eine der zentralen Sprachen dieser Stadt müsse man sie wieder lesbar machen. Dazu müssten sie kulturell noch mehr entwickelt werden.

Wie beispielsweise mit dem Passagenfest. »An dem Freitag muss ich nicht spielen«, meint der am Markt ansässige Kabarettist Meigl Hoffmann, »da kommt niemand.« Als »Leipziger Aborigine« habe ihn schon als Kind fasziniert, bei Regen in den Passagen Unterschlupf finden und Läden entdecken zu können. »Zu DDR-Zeiten war das verrückt, wenn Sie in Barthels Hof gekommen sind, da waren dort die alten Buchmacherläden von den Pferderennbahnen, zigarrengeschwängerte Luft und geölte Holzfußböden, innerhalb von zwei Minuten haben Sie angefangen zu weinen.« Für ihn sei interessant, neben den Vorzeige-Passagen auch die unauffälligeren Durchgänge zu aktivieren. Vielleicht sei das Überangebot gleichzeitig eine Möglichkeit, wieder kleinere, besondere Einzelhändler zu moderaten Mietpreisen anzusiedeln. Nämlich solche, die auf der bekannten Petersstraße keine Chance hätten: Gummiklose, Waffen-Moritz, Samen-Koch. Das seien in Leipzig feste Begriffe gewesen. Auch Volker Rodekamp findet, dass die Passagen Potenzial bergen könnten für alternative Kultur, alternative Konsumformen. Weg vom Mainstream, hin zu neuem Selbstbewusstsein.

Wolfgang Kurz, bis Oktober 2011 Leiter des Stadtplanungsamtes der Stadt Leipzig, erklärt die Einmaligkeit der Innenstadt mit ihrer historischen, kompakten und klar erfassbaren Struktur sowie mit der Vielfalt unterschiedlicher Architekturen. Man habe keine Alt-, sondern eine Innenstadt. Dass diese sich heute so eigenständig darstelle, liege auch daran, dass man zäh und fleißig daran gearbeitet habe, dass man das geschichtlich überlieferte Muster respektiere und fortsetze, es saniere oder modern umdeute. Die Stadt habe keinen Einfluss darauf, wie die Welt tickte, könne weder das Einkaufsverhalten der Leute beeinflussen noch die Filialisierungen rechtlich verhindern. Aber man könne das Besondere, den Charakter einer Stadt versuchen zu erhalten. Was für eine anspruchsvolle Aufgabe das Weiterbauen ist, beschreibt er am Beispiel der Höfe am Brühl. Dies sei ein Name, den sich die Stadt ausgedacht habe und der sich bewusst nicht auf die Kaufhausserie des Investors beziehe, sondern auf die Bautypologie der stadtypischen Höfe. Keine weitere Einkaufs-Arcade also, sondern Höfe am Brühl – eine Klausel im Vertrag. Anhand von Begriffen könne man viel klar machen. »Die Beteiligten auf Investorensite sehen auf dem Plan eine Mall«, so Wolfgang Kurz. »Wir sehen dort ein System von Höfen und Gassen.«

Diese moderne Fortentwicklung des Leipziger Passagensystems gelte es mit jedem Detail einzufordern. Dies geschehe derzeit mit einem Bebauungsplan, der für jedes Stockwerk Festsetzungen treffe, mit 60 Seiten Begründung dazu, einem städtebaulichen Vertrag, laufenden Metern Akten für Leitdetails der Bauausführung – und mit einer gewissen Sturheit, die auf Stadtratsbeschlüssen gründet. »Glauben Sie nicht, dass das einfach ist«, sagt Wolfgang Kunz.



Geben Ihre Außensicht auf Leipzig wieder: Michael Ruf vom Bürgermeisteramt in Nürnberg (l.) und Bremens Senatsbaudirektor Franz-Josef Höing auf der Abendveranstaltung

Rolf Monheim von der Universität Bayreuth beschäftigt sich mit den Folgen der Ansiedlung großer Shopping-Center in Innenstädten. Der Investor vom Brühl hat ihn mit einer Forschungsarbeit zu den Effekten seines Vorhabens beauftragt. Seine Studie zieht Vergleiche mit Bremen und Nürnberg. Im Durchschnitt besuche man bei einem Bummel sechs Läden (in Nürnberg seien es sieben). Je kompakter und vielfältiger sich Einkaufszentrum und Innenstadt darstellten, desto mehr Läden besuchten die Leute, auch ohne das geplant zu haben. Shopping bedeute, Einkaufen und Freizeit zu kombinieren. Leipzigs Stärke sei die Vernetzung mit Kunst und Kultur, sagt Rolf Monheim. Großinvestoren sei mittlerweile klar, dass sie nur gemeinsam mit der übrigen Innenstadt Erfolg haben könnten.



Abendliches Podium im Leipziger Ring-Café, es diskutieren Dr. Volker Rodekamp, Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums, Kabarettist Meigi Hoffmann, Karstadt-Chefin Marlies Göllnitz-Gellert, Wolfgang Kunz, bis Oktober 2011 Stadtplanungsamtsleiter (alle Leipzig) und Rolf Monheim von der Universität Bayreuth (v. l.)

Das bestätigt Marlies Göllnitz-Gellert, Chefin von Karstadt an der Petersstraße – der meist frequentiertesten Einkaufsstraße im Osten Deutschlands. Die großen Kaufhäuser und die kleinen individuellen Läden bräuchten sich gegenseitig. Sie spricht von Einzelhandel auf höchstem Niveau, der in den letzten 20 Jahren entstanden sei, aber auch davon, dass die Leute hier im Vergleich zu Bremen und Nürnberg viel weniger Kaufkraft besäßen, zehn

Prozent unter dem Bundesdurchschnitt. Man brauche gut bezahlte Arbeit, aber auch noch mehr Menschen in der Stadt und eine bessere Erreichbarkeit. Beispielsweise über den City-Tunnel, der zusätzliche Besucher aus dem Umland anziehen werde und unbedingt durch Park-and-Ride-Plätze im Umfeld ergänzt werden müsse. Für den Erfolg der Innenstadt müsse man noch viel tun.

Jedoch, meint Volker Rodekamp, müssten wir nicht alles binnen einer Generation nach unseren Maßstäben aufbauen. »Eine Stadt ist das Ergebnis des Handelns und Nachdenkens mehrerer Generationen. Wir sollten manchmal mehr nachdenken und die Geschwindigkeit ein wenig zurücknehmen.« Keine Zugeständnisse also an Investoren aus der Angst heraus, die Stadt sonst nicht hundertprozentig repariert übergeben zu können. »Leipzig ist eine Stadt mit Haltung. Das müssen wir bewahren.«

ICH SEHE DINGE, DIE ICH SONST NICHT SEHEN WÜRD

Am nächsten Vormittag. Die Erkursionsteilnehmer berichten, welche Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken sie am Vortag für die Leipziger City wahrgenommen haben. So loben die Spaziergänger der Wirtschaftsgruppe unter anderem die Vielzahl der Arbeitsplätze und die starke Präsenz von Kultur, Bildung und Wissenschaft. Sie hinterfragen den geringen Wohnanteil. Chancen sehen sie in der Umwandlung leer stehender Büros zu Wohnungen, in der Erweiterung der Bildungsangebote, im künftigen Citytunnel als Frequenzbringer. Im hohen Besatz an Hotels dagegen sehen sie das Risiko potenziellen Leerstands.

Die Teilnehmer der Kultur- und Bildungsgruppe nennen als Stärken zum Beispiel die konsequente Erneuerung traditioneller Standorte, den Mut zu neuen städtebaulichen und architektonischen Setzungen, die interessante Dramaturgie für kulturelle Orte und Zeugnisse der neueren Geschichte. Die Stadtgesellschaft habe emotionale Orte. Den Ring mit seinem gut funktionieren-

> Ein System von über 30 Passagen und Durchgangshöfen gibt Leipzigs Zentrum sein typisches Bild. Es verbindet wie ein Netz alle Funktionen der Innenstadt. Seit 500 Jahren hat der Bautyp Tradition in der Stadt. Mehr als die Hälfte der kleinteiligen Fach Einzelhändler haben hier ihre Läden und müssen sich im Wettbewerb mit den Filialisten, mit der »grünen Wiese« und im Gesamtgefüge der City behaupten.

> Trotz Einzigartigkeit und Attraktivität sind die Möglichkeiten der Passagen bisher nicht genügend genutzt worden. Manche werden zu wenig wahrgenommen, andere sind noch unsaniert und nicht begehbar, schneiden dadurch Wege ab. Hier setzte der Beitrag »Leipziger Passagen und Höfe: Integrieren und Barrieren beseitigen« an. Im Wettbewerb »Ab in die Mittel Die City-Offensive Sachsen«, der jährlich von der Industrie- und Handelskammer Sachsen für die Städte und Gemeinden Sachsens ausgeschrieben wird, gewann die Stadt Leipzig 2009 damit den 2. Preis. Das Projekt wurde in Kooperation zwischen der Stadt, der Industrie- und Handelskammer zu Leipzig, dem City Leipzig Marketing e. V. sowie der Leipzig Tourismus Marketing GmbH entwickelt.

Ziel ist es, gemeinsam den kleinteiligen Einzelhandel zu unterstützen, Aufmerksamkeit für die Passagen zu erzeugen, sie aufzuwerten, erlebbar zu machen, zu vermarkten und damit die Innenstadt zu stärken. Eigentümer, Händler und Stadtverwaltung arbeiten gemeinsam an einem Maßnahmenprogramm zur sofortigen Umsetzung. Mehrmals im Jahr finden Workshops statt. Im Ergebnis des Prozesses sind beispielsweise ein Informationsflyer und ein Passagenführer in Buchform entstanden sowie Stelen an den Eingängen aufgestellt worden. Momentan denkt man über die Entwicklung einer Spielidee nach. Das Leipziger Passagenfest ist als Initiative der genannten Akteure die größte und erfolgreichste aller Maßnahmen. Das Passagen-Projekt soll im Rahmen von koopstadt als Anregung dienen und qualifiziert werden.

Quellen und Literaturempfehlung:

- > www.city-leipzig.org
- > Heft 53 Blaue Reihe, Die Leipziger Innenstadt. Planen und Bauen 1990 bis 2010, Stadt Leipzig 2011
- > Hocquet, Wolfgang, Die Leipziger Passagen und Höfe, Sax-Verlag Beucha, 2011

den öffentlichen Personennahverkehr haben sie als wichtigen Identifikationsraum entdeckt, der stärker genutzt werden könnte. Auch Schwächen hat man wahrgenommen. An mehreren Orten werde das Innere nicht adäquat im Außenraum präsentiert. Vom Bildermuseum stünden lediglich zwei Bierbänke ... Die Orientierung und Information für Außenstehende hält man für verbesserungswürdig. Bremer und Nürnberger Kollegen ist gleichermaßen die Bedeutung von Leitsystem und Marketing bewusst geworden. Leipzig bevorzuge das Understatement, erklärt ein Nürnberger Kollege, und glaube, »man werde die historischen Orte schon finden«. Das kenne er aus der eigenen Stadt.

Die Bremer Stadtplanerin Eva Herr hat beeindruckt, dass sich Kunst und Kommerz in der Leipziger City gegenseitig bedingen und stützen. Die Idee des Passagenfestes habe ihr sehr gefallen, weil man dabei »große« und »kleine« Akteure zusammenbekäme und durch eine Aktion deutlich mache, dass man gemeinsam etwas erreichen kann.

Michael Ruf findet das Standvermögen der Stadtverwaltung und ihrer Partner gegen den Druck der Investoren bemerkenswert. Gewissermaßen die Fähigkeit, in Verhandlungen nicht nur auf die Verkaufsflächenmaximierung zu zielen, sondern auf die »gute Stadt«. Er habe eine Beharrlichkeit gefühlt, mit der an Adressen und Stadtraumqualitäten gearbeitet werde. Den Nürnberger Michael Lang bewegt, inwieweit moderne Architektur es vermag, Identität zu stiften, wie ihr Zusammenspiel mit traditioneller Architektur im Stadtbild gelingen kann und wer das steuert. Welche Häuser werden wir in 15 Jahren noch gut finden? Für Olaf Orb von der Handelskammer Bremen ist die Gegenwart der Wissenschaft im Stadtzentrum etwas, was man sich für

jede Stadt wünsche. Den Citytunnel sieht er als beneidenswerte Chance, die zentralen Orte der Stadt in nahezu idealer Weise erreichbar zu machen.

Im Lauf des Workshops werden jene Fragen deutlich, die alle interessieren und künftig weiter bearbeitet werden sollen.

Was erzählen Sie Ihren Kollegen morgen als erstes, fragt Moderatorin Iris Reuther zum Schluss.

Die Bremer und Nürnberger meinen, beim Spaziergehen durch Leipzig sei man auf die eigenen Dinge gekommen. »Diese Begehung, dieses Fühlen der Stadt, war ganz wichtig«, sagt Martina Stengel von der IHK Nürnberg. Die Gäste empfinden das genauso wie die Leipziger, die erneut feststellen, dass sich aus Innehalten und Wahrnehmungswechsel neue Ideen schöpfen lassen. »Die Beobachtung wird geschärft in der Konfrontation der Gruppe mit bestimmten Situationen. Ich sehe Dinge, die ich sonst nicht sehen würde«, bemerkt eine Leipziger Kollegin zur Wiederentdeckung des Spaziergangsformats. Der Nürnberger Michael Ruf würde seine Leipziger Kollegen am liebsten gleich bitten, ihm die Zusammenfassung des Städtebaulichen Vertrags zu den Höfen am Brühl zu schicken. Das habe ihn am meisten beeindruckt und sei in seinem Tagesgeschäft fast täglich Thema.

Die Erkenntnisse dieser Tage werden helfen, ein integriertes Innenstadtkonzept für Leipzig zu erarbeiten. Man wolle gut überlegen, wie die Ergebnisse nutzbar gemacht werden könnten, meint Stefanie Komm. Der erfahrene Blick von außen und das geballte Expertenwissen haben das Nachdenken über Leipzigs Innenstadt anregend und fruchtbar werden lassen. »Im Grunde haben wir hier in zwei Tagen ein Gutachten erarbeitet«, sagt Michael Ruf. »Oder zumindest eine Expertise.« ah

Licht und zeitgenössisches Kunsthandwerk in Leipzigs Specks Hof



WORKSHOP

LEIPZIG

>>> Zwei Projektfamilien trafen sich im September 2011 im neuen Seminargebäude auf dem Campus der Leipziger Universität. Erstmals kam dabei die Projektfamilie »Stärkung der Innenstadt« zusammen – sie wurde erst 2011 als konkreter Beitrag von KoopStadt zur bundesweiten Diskussion über das »Weißbuch Innenstadt« ins Leben gerufen. Die Leipziger und ihre Gäste tauschten sich über die Innenstadt-Konzepte aus, die derzeit in jeder der Städte entwickelt werden. Zudem sammelten sie auf drei thematischen Spaziergängen durch die Innenstadt konkrete Indizien im Sinne einer SWOT-Analyse (Stärken-Schwächen-Chancen-Risiken). Das war so produktiv und anregend, dass die Nürnberger dieses Modell beim nächsten Treffen der Projektfamilie aufgreifen werden.

Die Projektfamilie »Raum für Kultur- und Kreativwirtschaft« knüpfte in ihrem zweiten Treffen an den Auftakt 2010 in Bremen an. In einer lebhaften und kontroversen Diskussion wurde weiter am Selbstverständnis einer vergleichsweise jungen und heterogenen Facette des Wirtschaftsprofils der drei Städte gearbeitet.

Die öffentliche Abendveranstaltung im legendären Ringcafé, auf der die für die Nationale Stadtentwicklungspolitik zuständige Abteilungsleiterin beim Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, Oda Scheibelhuber, zugegen war, bot den Städtevertretern aus Bremen und Nürnberg, einem Podium mit Leipziger Protagonisten und den Schauspielern eines Improvisationstheaters eine Bühne für den Austausch zum Thema »Innenstadt«. &

»Jedes Mal, wenn ich hier aus dem Bahnhof komme und den Ring sehe, habe ich ein Weltstadtgefühl ...«

– Franz-Josef Höing

Senatsbaudirektor der Freien Hansestadt Bremen

– Familienbild im Leipziger Universitätscampus



WORKSHOP

LEIPZIG



1



2



3



5



4



6



7

Impressionen

- 1 Passagen und Durchgangshöfe als Stärke der Leipziger Innenstadt: hier das Portal von Steibs Hof
- 2 Bilanz auf dem Workshop der Projektfamilie »Räume für Kultur- und Kreativwirtschaft«
- 3 Die Gruppe Wirtschaft diskutiert am Leuschner-Platz über Markthalle und Ring
- 4 Oda Scheibelhuber vom Bundesbauministerium erinnert an die Worte Theodor Heuss: »Kommunen sind wichtiger als der Staat«
- 5 Workshopgespräch der Projektfamilie »Stärkung der Innenstadt«
- 6 Die Gruppe Kultur und Bildung bereitet sich auf ihre Exkursionstour durch die City vor
- 7 Die Gruppe Einzelhandel passiert den Wily-Brandt-Platz

R

2

REPORTAGE

DIE ENERGIE DER
PROVISORIEN.
ZWISCHEN
SPONTANITÄT UND
VERWURZELUNG

—
Vom Austausch in
der Projektfamilie
Zwischennutzung als
Normalfall der Stadt-
entwicklung



—
Bertram Schütze (l.), MIB Fünfte Investitions-
gesellschaft, und Michael Schels vom Projekt
«Zentrifuge» in Halle 14 Auf AEG

»Basteln könnte ein Weg sein«, meint Michel Houellebecq in einem seiner Romane, ein denkbarer Ausweg aus Einsamkeit und Leere, dem Zustand der Entfremdung der Menschen von den Produkten ihrer Arbeit, ein Weg zu sich selbst. Zwischengenutzte Orte sind solche, an denen gebastelt wird, äußerst hoffnungsvolle Orte also. Der Vorzeigecharakter schmälert weder ihre Notwendigkeit noch ihre Authentizität, das zeigen die Beispiele aus drei Städten.

RÄUME, DIE START UND BLEIBE ERMÖGLICHEN

Beispiel Bremen. Mitte Mai 2011 am Eingang zur Überseestadt. Die ehemalige Lkw-Abfertigung des Zollamts Hansatorstamm aus den 1960ern. Man mag den Ort sofort, eine Kreuzung aus Tradition und Barock, von ellipsoiden Formen blättert Farbe auf die lange Rampe. Draußen rangieren die Lastwagenfahrer, drinnen ist gerade die Heizung ausgefallen. Bis 2006 arbeiteten hier 16 Zollbeamte, heute nutzen 16 Kreative einer Atelier- und Bürogemeinschaft diese Räume, unter ihnen Raumplaner Oliver Hasemann und Architekt Daniel Schnier vom Autonomen Architektur Atelier. An der Schnittstelle von Kunst und Stadtentwicklung inszenieren sie öffentliche Räume, entwerfen urbane Stadtpaziergänge, kümmern sich um temporäre Nutzungen. Sie gehörten auch zum Organisationsteam des Workshops LiebBeN und des Freelance Camps, bei denen überhaupt die ersten informellen Kontakte zwischen den Kreativen aus Bremen, Leipzig und Nürnberg geknüpft wurden (vgl. Seite 37).



Mit der ZwischenZeitZentrale (ZZZ) Bremen vermitteln Daniel Schnier (l.) und Oliver Hasemann auf dem Gelände des ehemaligen Zollamts Hansator temporäre Nutzungen

Mit der ZwischenZeitZentrale (ZZZ) bringen Oliver Hasemann und Daniel Schnier seit 2010 gemeinsam mit Geografin Sarah Oßwald und Architekt Michael Ziehl kreative Nutzer und Eigentümer leerstehender Gebäude oder Brachflächen zusammen. Die Vermittlung läuft über Internet, Telefon und das eigene Netzwerk. Man hat eine feste Sprechstunde wöchentlich, trifft sich oft auch spontan oder vor Ort, erklärt und berät, hilft bei der Konzeptentwicklung und begleitet die Projekte. Es gibt viel mehr Nachfrage als Angebot. Man braucht Räume zum Studieren, für das erste eigene Büro oder die eigene Kunst; neulich suchte jemand ein Privatkino. Die Anfragen weisen letztlich daraufhin, welche Räume in Bremen gebraucht werden. In einem leerstehenden Laden der Stadt (»Glaskasten«) hat die ZZZ unter anderem mit einer Veranstaltungsreihe öffentlich gezeigt, was Zwischennutzer machen. Wären die angebotenen Räume und Flächen bisher vorwiegend städtisch, ändert sich das derzeit.

Zu den ersten und größten Projekten der ZZZ gehört die Plantage 9 in Bremen-Findorff, ein ehemaliges Gewerbegebäude mit

1.600 Quadratmetern Fläche. Nach dem Auszug einer Brandschutzfirma kaufte die Stadt Bremen Grundstück und Haus, um nach dem Abriss dort später eine Straße bauen und das Areal besser erschließen zu können. Da das Datum des Straßenbaus noch unbestimmt und die Bausubstanz gut ist, bot sich hier eine Zwischennutzung an. Oliver Hasemann und Daniel Schnier mieten die Räumlichkeiten für ein Jahr als Hauptvertragspartner von der Wirtschaftsförderung Bremen (WfB), damit das Projekt starten kann. Tragen das Risiko. Als Untermieter ziehen Zwischennutzer in die Lager-, Werkstatt- und Büros – Kreative, Künstler, Start-Ups und Handwerker. Wert legen Hasemann und Schnier auf eine ausgewogene Nutzungsmischung und einen unterschiedlichen Grad an Professionalisierung. Die von ihnen als »2nd Hand Spaces« bezeichneten Räume werden gut nachgefragt.

Während dieses ersten Jahres organisiert sich eine Gemeinschaft, die eigenverantwortlich die Nutzung weiterführen will, sie wird schließlich als Verein Plantage 9 selbst zum Hauptmieter. Die ZZZ betreut dabei diese Nutzergemeinschaft, unterstützt sie in organisatorischen und rechtlichen Fragen, bei der Instandhaltung und den Verhandlungen mit der Eigentümerin WfB. Darüber hinaus soll die Plantage ins Viertel ausstrahlen. Nach und nach haben fast 30 Menschen ihr geistiges und wirtschaftliches Zuhause in der so genannten »Bricolage Plantage« gefunden. Es gibt Fotografen und Designer, Bildhauer und Maler, Studenten, einen Veranstaltungsmanager, einen Industriedesigner, einen Hifi-Handel, eine Fahrradmanufaktur. Provisorien, Farbe, weite Räume. Vor dem Haus bietet Marc Moog im Imbisswagen der »Veganbar« Lebensmittel aus kontrolliert biologischem Bremer Anbau.

Ein anderes ZZZ-Projekt – »Palast der Produktion«, läuft im Sommer 2012 in einem historischen Gebäude der Bremer Wollkammer. Begleitet von Ausstellung, Veranstaltungen und öffentlichem Diskurs werden vier Wochen lang Kreative, Handwerker, Künstler, Bastler und Freiberufler ähnlich wie in einem Coworking Space arbeiten, sich vernetzen und darstellen, und damit neue Arbeitsformen und Produktionsweisen erproben. Es ist das Bemühen um ein Gegenmodell zur entgrenzten Erwerbsarbeit von Einzelkämpfern vor allem in der Kreativwirtschaft, auch ein Werben um gesellschaftliche Anerkennung.

Zwischennutzungen könnten nicht dauerhaft eine wirtschaftliche Grundlage ersetzen, sagt Oliver Hasemann. Sie könnten aber Flächen aktivieren und Zeichen setzen, Marke und Adresse schaffen, dem umliegenden Quartier einen Impuls geben. Durch günstige Mieten und ein anregendes Umfeld Kreativen den Start oder die Bleibe ermöglichen, ihnen die Stadt zur Heimat machen. Das mindere Leerstand und bereichere gleichzeitig das Wirtschaftsleben. Das alles hat die Politik bewogen, das ursprünglich auf drei Jahre angelegte Projekt weiterführen zu wollen.

Manchmal wundern sich Hasemann und Schnier auf Konferenzen zu temporären Nutzungen über die Themen. »Die Hauptfrage ist oft, wie kriegen wir die Zwischennutzer wieder raus?«, sagt Daniel Schnier. Von den Koopstadt-Workshops mitgenommen hätten sie die Verschiedenartigkeit der Herangehensweisen in den Städten. Unmittelbar danach habe man große Lust, dranzubleiben, auch, gemeinsam etwas zu initiieren. Dann dürfe der Zeitraum zwischen den Veranstaltungen nicht zu groß werden.

WENN HOFFNUNG DA IST, IST ES LEICHT

Beispiel Nürnberg. Ende Juni 2011 im Stadtteil Muggenhof. Zwei Koopstadt-Projektfamilien treffen sich zu einem Workshop Auf AEG, dem ehemaligen Gelände des Elektrokonzerns

im Nürnberger Westen – eines der Themen lautet Zwischennutzung. Nachdem die Produktion im Sommer 2007 nach Polen verlagert worden war, stand das etwa 160.000 Quadratmeter große Gelände leer. Die MIB Fünfte Investitionsgesellschaft mit Juniorpartner Bertram Schultze erwarb das Areal. Schultze, der bereits die ehemalige Leipziger Baumwollspinnerei zu einer erfolgreichen Adresse mit einem Mittelpunkt des Atelierbetriebs in Deutschland gemacht hat, leitet auch das Nürnberger Projekt. An diesem Nachmittag führt er die Mitglieder der Koopstadt-Gruppe durch ein beeindruckendes »Dazwischen« voller Möglichkeiten: bereits entwickelte Flächen, Räume im Umbau, leerstehende Hallen. Kunst im Gelände. »Intervention Eins, von Sebastian Kuhn«, erklärt er. »Da ist das Gebäude gleich viel mehr wert.«

Derzeit gibt es über 150 Mietverträge, allein 85 davon mit bildenden Künstlern. Etwa 20.000 Quadratmeter mietete der Vorbesitzer Elektrolux zurück, fast 8.000 Quadratmeter besetzt Siemens mit »weißer Handschuhproduktion«, der Herstellung von Transformatoren für die Bahnindustrie. Zudem haben sich Handwerksbetriebe, Unternehmer und Kreative hier angesiedelt. Ein Gebäudeteil entlang der Fürther Straße wird mit 6000 Quadratmetern bis 2013 zum Energiecampus Nürnberg umgebaut. Auf dem Südaerial gibt es neben der Produktion auch kleinteilige Nutzungen: Gastronomie, eine Kanzlei, Softwarehäuser und Agenturen, Golfshop und Fotostudios. In der früheren Halle 3 entsteht die Kulturwerkstatt Auf AEG, für die das Kulturbüro Muggenhof des Amtes für Kultur und Freizeit Aufbauarbeit leistet. In der Halle 14 befindet sich die »Zentrifuge«, eine Kommunikations- und Entwicklungsplattform für Künstler und Kreative.

Die Hallen auf dem Nordaerial beherbergen Spezialhandwerk, Schlosserei und Steinmetz, aber auch die lokale Schanzenbräu mit ihrem guten Bier, sowie etwa 900 Stellplätze und ein Stück Idylle: Hasen, Fasane ... Ansonsten haben sich hier die Kreativen niedergelassen, im alten Bürohaus aus den 1970ern mit der Logistikhalle im Erdgeschoss. Rechts und links der langen Flure gehen Werkstätten, Ateliers, Arbeitsräume ab. Innerhalb eines knappen Jahres war das Gebäude voll, mittlerweile ist die Warteliste lang.

Das Nordaerial stehe auf einer Deponie, und irgendwann werde es eine neue Entwicklung geben. »Dann muss man versuchen, die Inhalte, die einem wichtig sind, ins Südaerial herüber zu ziehen.« Insbesondere die Künstler sollte man dann dauerhaft dort unterbringen können.

In einer unweit gelegenen Halle, in der man früher selbst für einen 30 Jahre alten AEG-Herd noch den richtigen Dichtungsring bekommen konnte, findet man jetzt das Atelier von drei Bildhauern. Solch eine Vermietung sei nicht wirtschaftlich, sondern eine Belebungsmaßnahme. Man könne nicht großartig investieren in so einem Areal, weil man nicht wisse, wo es hingehet. Es sei eine Zwischennutzung, vielleicht etabliere sie sich aber auch. Die Bewegung und Lebendigkeit in solch einem Quartier bringe einen großen Reiz mit sich. Einer geht, einer kommt. »Eigentlich ist das ganze Leben eine Zwischennutzung«, sagt Bertram Schultze.

Wer am Flughafen ins Taxi steigt und »Auf AEG« sage, müsse keine Straßen nennen, sagt er, der Name des Projekts docke an die Sprachgepflogenheiten der Gegend und an die Vergangenheit an – noch heute definierten sich Leute über ihre ehemalige Arbeitsstätte. Auch die Kunst diene von Anfang an der Adressbildung, sie stifte wesentlich Identität. Die Miete der Kreativen sei vor allem intellektueller Art.

Bertram Schultze hat einen großen Vertrauensvorsprung aus der Kunstszene bekommen. Es gäbe die berechtigte Hoffnung, hier

einen ähnlich attraktiven Kunststandort wie in Leipzig schaffen zu können. »Wenn Hoffnung da ist, ist es leicht«, sagt er. »Wenn die Leute dran glauben, kann man leicht was umsetzen. Wenn sie nicht dran glauben, wird es schwierig.« Das Ganze sei ein Werdeprozess – und das Tempo gut. Weil sich die kommerziellen Nutzungen schnell ausbreiteten, müsse man aufpassen, dass noch Flächen für anderes frei blieben.

Für so etwas wie den Experimentier- und Ausstellungsraum »Zentrifuge«. Der Name verweist auf die einst hier hergestellten Waschmaschinen, mehr noch aber auf eine potenziell frei werdende Energie. Der Initiator, Germanist und Journalist Michael Schels, ist ein erfahrener Organisator von Kultur- und Zwischennutzungsprojekten in der Region. Bertram Schultze sei 2007 mit ihm durchs Gelände gelaufen und habe gesagt, einen Job könne er ihm nicht bieten, aber die Halle 14, die könne er haben. Die 600 Quadratmeter zu bespielen, sei für Schels eine reizvolle Aussicht gewesen, für einen Freiberufler allein jedoch nicht zu stemmen. Aus seinem Netzwerk heraus entwickelte sich deshalb ein gemeinnütziger Verein.



Diese Halle Auf AEG ist heute das Atelier dreier Bildhauer, früher bekam man hier Ersatzteile

»Die ersten Jahre sind wir als Zwischennutzer mit halbjährlichen Perspektiven unterwegs gewesen und wussten nicht genau, wie weit sich das halten lässt«, sagt Michael Schels, der halbtags für das internationale EU-Projekt Second Chance arbeitet, das sich mit der kreativen Umnutzung ehemaliger Industrieflächen beschäftigt. Man habe die Halle, und bekomme von der Stadt einen kleinen Zuschuss, damit könne man gerade die Ausstellungen halbwegs passabel aufbauen. Ein Problem seien die Personalkosten. Ein Projekt dieser Größenordnung sei aus dem Ehrenamt alleine nicht mehr zu realisieren. Man brauche einen Mix aus privater und öffentlicher Förderung, und sei immer auf der Suche nach Kooperationspartnern.

2012, ein knappes Jahr später, wird die Zentrifuge umgebaut. Künftig sind der Verein und das städtische Amt für Kultur und Freizeit kooperierende Nachbarn Auf AEG. Ab Juni wird die nördlich gelegene Hallenhälfte wieder für Ausstellungen nutzbar sein. Im südlichen Hallenteil entsteht eine Mehrzweckbühne, die ab September in Verantwortung des Amtes bespielt wird. Die Mittel für diese Bühne stammen aus dem Projekt Second Chance, bei welchem die Zentrifuge als wichtiger Akteur und Partner im Bereich Creative Industries identifiziert wurde.

Die Umbauzeit indes nutzen Zentrifuge und Coworking Space Nürnberg (vgl. Seite 39) für ein gemeinsames Projekt – »Creative

Communities«. Mit künstlerischen, kreativen und diskursiven Veranstaltungen nähern sich dabei zwei Communities an, agieren drei Monate lang gemeinsam im Space am Josephsplatz, vertiefen ihre Netzwerke.

DER WERT VON EINEM KILOGRAMM TOMATEN

Beispiel Leipzig. Mitte März 2012 im Stadtteil Lindenau. In den Vormittagsstunden bestimmen ein paar Baufahrzeuge das Geschehen zwischen Joseph- und Siemeringstraße, heute wird die Bodenplatte des künftigen Buchkindergartens gegossen. Die Nachbarschaftsgärten selbst liegen zu dieser Zeit noch still in der Sonne. Die ersten Beete sind angelegt. Schilder künden von der Fahrrad-Selbsthilfe-Werkstatt RAD-Haus, von einer Holz- und Bastelwerkstatt, von Musterkompostanlage und Schweinezucht. An der Josephstraße 7 öffnet der Wind eine Tür, deren Rahmen frei auf dem leeren Grundstück der jüdischen Besitzer steht; eine Installation als Beginn eines parkähnlich gestalteten Gartens zum Erinnern, Begegnen, Vermitteln.

Die Nachbarschaftsgärten liegen inmitten eines gründerzeitlichen, ehemals stark benachteiligten Wohngebiets. Sie sind Lebensmittelpunkt vieler Familien in den Sommermonaten und ein Musterbeispiel für temporäre Brachflächengestaltung mit sozial integrierenden Freizeitaktivitäten, für die Arbeit mit Jugendlichen, für Bürgerengagement und gemeinschaftliche Quartiersgestaltung. Hier werden in jedem Februar 6.500 Quadratmeter an Interessenten vergeben, die in der kommenden Gartensaison ein Stück Erde nutzen und pflegen wollen. Man teilt sie in Absprache mit bereits aktiven Nutzern auf, setzt keine Gartenzäune und zahlt kein Entgelt, mit Ausnahme eines Anteils von 40 Euro jährlich für den Wasserverbrauch. Die Größen sind unterschiedlich, reichen von zehn über 50 bis hin zu 200 Quadratmetern. Vorschriften für die Art der Nutzung oder gestalterische Prinzipien gibt es nicht. Zen-Garten, Wiese, Tomatenanbau, alles ist möglich. Vier Eigentümer stellen über einen Nutzungsvertrag die Flächen mehrerer Grundstücke zur Verfügung, die Stadt Leipzig, eine Aktiengesellschaft und Private.



In den Nachbarschaftsgärten entstehen nicht zuletzt Spielräume, Freundschaften, Gemeinschaft

Mittlerweile ebenso stark nachgefragt wie die Gärten sind die freien Grundstücke im Umfeld, sie werden weitestgehend an Leute mit Pioniergeist und eigenen Nutzungskonzepten verkauft. In unmittelbarer Nachbarschaft laufen derzeit 13 Bauvorhaben, darunter selbst genutzte Stadthäuser und ehemalige Fabrikgebäude, die zu Wohnungen umgebaut werden. Eine derartige Entwicklung des Wohnungsmarktes überrascht selbst die Akteure.

Die Initiative ging 2004 vom Lindenauer Stadtteilverein aus, seit 2008 ist der Nachbarschaftsgärten e. V. verantwortlich. Sven Riemer, der in Oxford zeitgenössische Kunst studiert hat, ist ehrenamtlicher Vorsitzender des Vereins. Der freiberufliche Künstler interessiert sich von jeher für den Zusammenhang von Raum und sozialer Begegnung. »Die Arbeit rund um Nachbarschaftsgärten und Stadtteilentwicklung verstehe ich als künstlerische Arbeit – oder zumindest von einem künstlerischen Impuls getragen«, sagt er. Die Abstrahierung der Lebensumstände führe dazu, dass Menschen wieder das Bedürfnis nach Gärten entwickelten, sagt Sven Riemer. Nach einem Stück Erde, einer Beziehung zu den Dingen – und zu anderen Menschen. »Die Nachbarschaftsgärten sind, stärker als herkömmliche Kleingärten, eine Möglichkeit, soziale Gemeinschaft auszuprobieren. Das läuft freiwillig, und keiner muss daraus seinen Lebensunterhalt beziehen. Da darf auch mal was schief gehen«, sagt er. Es gibt einen großen Teil an Gemeinschaftsflächen, mit Feuerschale, Sitzgelegenheiten, Backofen, Küche ... Man habe mittlerweile 60 erwachsene Nutzer und 30 Kinder. Das Miteinander zu gestalten sei durchaus ein Kunststück. »Aber alle wissen: diese Oase inmitten der Stadt ist etwas Besonderes.« Es bestünde eine große Wertschätzung, die Lust auf ein angenehmes Umfeld und die Bereitschaft, dazu beizutragen.

Gesellschaftliche Abläufe, auch mögliche Alternativen, würden sich hier im Kleinen widerspiegeln. Statt beispielsweise am Wochenende 20 Kilometer ins nächst gelegene Möbelkaufhaus zu fahren und da etwas Neues zu kaufen, könne man seinen Stuhl in der Werkstatt nebenan gleich selbst reparieren. Man finde Werkzeug vor, bekomme ein paar Tipps und erwerbe eigene Fähigkeiten, agiere unabhängig von der persönlichen Einkommenssituation. Das

> Die ZwischenZeitZentrale ermittelt Zwischennutzungen in Bremen. Sie ist ein Pilotprojekt im Rahmen der »Nationalen Stadtentwicklungspolitik« des Bundes. Träger sind der Senator für Wirtschaft und Häfen in Kooperation mit dem Senator für Umwelt, Bau und Verkehr, der Senatorin für Finanzen sowie den stadtteiligen Gesellschaften Immobilien Bremen und der Wirtschaftsförderung Bremen.

> Das Leipziger Freiraumportal fasst drei unterschiedliche Initiativen zusammen, deren gemeinsames Ziel die kreative Nutzung innerstädtischer freier Flächen und Räume ist. Zur temporären, privaten Brachflächennutzung gehört das hier vorgestellte Projekt der Nachbarschaftsgärten. Beim Projekt der Wächterhäuser geht es um die unkonventionelle Nutzung leer stehender Gebäude in städtebaulich prägnanten Lagen. Das Selbstnutzer-Programm dient der Entwicklung von Stadthaus- und Gemeinschaftsprojekten und hat ein Wohnen im Eigentum zum Ziel.

> Die Zentrifuge ist ein gemeinnütziges Projekt mit den Schwerpunkten Bildende Kunst, Kultur- und Kreativwirtschaft. Sie hat seit 2009 ihren wesentlichen Spielort auf AEG und vernetzt mehrere hundert Kulturschaffende und Kulturinteressierte mit Fokus auf die Europäische Metropolregion Nürnberg, bietet Fortbildung und Dienstleistungen, regelmäßige Ausstellungen, ein branchenübergreifendes Kulturprogramm und kommunikative Veranstaltungsformate an, auch in Kooperation mit Netzwerkpartnern. Träger ist der »Zentrifuge – Verein für Kommunikation, Kunst und Kultur e. V.«. Aus dem hoch vernetzten Projekt werden zudem unter dem Firmennamen »metropol.Z« mittels der »kreativen Dimension« neuartige Dienstleistungen entwickelt.

Quellen und Literaturempfehlung:

- > Hoetzel, Dagmar, Debüt Nr. 11, ZZZ und Zwischennutzung in Bremen. In: Bauwelt 21.11, 27. Mai 2011
- > Michael Zieh, Sarah Oswald, Oliver Hasemann, Daniel Schnier (Hrsg.), Second Hand Spaces – Recycling Sites Undergoing Urban Transformation, JOVIS Verlag, Juni 2012
- > Lauenstein, Mercedes, Neuland. In: bezirk 09, Magazin über die Europäische Metropolregion Nürnberg 01/2011, Herbst 2011
- > Müller, Christa, Urban Gardening – Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, oekom Verlag, München 2011
- > www.zzz-bremen.de
- > www.palast-der-produktion.de
- > www.zentrifuge-nuarnberg.de
- > www.lindenauerstadtteilverein.de
- > www.nachbarschaftsgaerten.de

seien alles kleine Bausteine, die man jedoch auch in größere und vielfältige Zusammenhänge stellen und mit Lebensqualität, Ressourcenschonung und weiteren Schlagworten beschreiben könne. Aus den Nachbarschaftsgärten seien wieder andere Projekte hervorgegangen, wie der Buchkindergarten oder die Beteiligungsworkshops mit den Anwohnern zur Gestaltung der Straße.

»Ich glaube, dieses Beispiel zeigt, was möglich ist, wenn man Flächen aus den üblichen Verwertungskreisläufen herausnimmt, welche Energie da frei wird«, so Sven Riemer. Die Kosten für die Freiflächen seien relativ gering. Für die meisten Grundstücke müsse der Verein keine Steuern und keine Pacht zahlen. Andernfalls wäre das Projekt nicht möglich.

»Unsere Nachbarschaftsgärten funktionieren gut. Man kann so beginnen. Dennoch sehen wir, dass Zwischennutzungsverträge für eine gärtnerische Nutzung nicht die günstigste Voraussetzung darstellen.« Denn da schwinde doch ein mögliches Ende immer mit. Gärtnern aber sei per se mittel- oder langfristig angelegt, brauche eine gewisse Dauerhaftigkeit. Was sich im botanischen Sinne da vollziehe, eine Verwurzelung, geschehe auch auf der menschlichen Ebene. Es entstünden Spiel- und Erfahrungsräume, Freundschaften, Gemeinschaft.

Das Quartier an der Josephstraße ist lebendig, es bildet sich das heraus, was man Identität nennt. Im Moment versucht man hier, eine Adresse zu bilden. »Wir beziehen uns dabei mit einem Augenzwinkern auf jene etablierten Viertel Leipzigs, deren Straßen nach Künstlern benannt sind«, sagt Sven Riemer. »Die Straßennamen der hiesigen Gegend verweisen alle auf Bildhauer. Da sagen wir, unser verramschtes Viertel hier, das nennen wir Bildhauerviertel. Das impliziert gleichzeitig den skulpturalen Prozess, der hier stattfindet – im übertragenen Sinne.« Natürlich

gäbe es auch tatsächlich Künstler hier, Bildhauer inbegriffen. Auf Dauer müsse man sich überlegen, welche Orte und Kreisläufe man etablieren möchte, sagt der Leipziger Sven Riemer. Es stelle sich die Frage, inwieweit man das Bedürfnis nach Freiraum und Gärten in Stadtplanung strategisch integrieren, Vertragsformen und rechtliche Rahmenbedingungen schaffen könne. Solche beispielsweise, die es Kommunen erlaubten, günstig Flächen für diese Nutzungen zu erwerben.

Zwischennutzung strategisch integrieren möchten auch die Bremer Oliver Hasemann und Daniel Schnier. Sie würden gern ihr Wissen um das bremische Nachfragepotenzial in die Stadtplanung einbringen. Dem Spontanen bewusst Raum geben und dem Dazwischen eine längerfristige Nutzung ermöglichen.

Im koopstadt-Prozess sucht man bei aller Spezifik der einzelnen Beispiele nach der Schnittmenge des gemeinsamen Interesses. Dazu gehören die Fragen nach der Berechtigung und der Ausgestaltung temporärer Nutzungen – angesichts ihrer ungewissen Zukunft. Eine Zwischennutzung sei und bleibe eine Zwischennutzung, so der gemeinsame Tenor. Sie eigne sich, um ein Quartier zu labeln und aufzuwerten, und müsse sich doch irgendwann vielleicht einen anderen Ort suchen. Die Akteure sollten nicht instrumentalisiert und anschließend »zum Geben gezwungen« werden, heißt es in einem ersten Fazit. Sie sollten einerseits profitieren, andererseits einen dauerhaften Flächenanspruch notfalls dem öffentlichen Interesse unterordnen. Die Perspektive von Zwischennutzungen aus verschiedenen Sichtweisen heraus ist noch nicht ausdiskutiert.

Die Anwohner der Nachbarschaftsgärten nutzen derweil die Zwischenzeit. Sie erleben die Naturkreisläufe, erkennen den Wert von einem Kilogramm Tomaten, nehmen Einfluss auf die Stadtentwicklung, sie basteln. ah

Der mobile Fahrradkiosk Nürnbergs dient gewöhnlich als Stadtmöbel für Bürgerversammlungen, Stadtführungen und Events. Hier steht er zwischen den Hallen auf AEG



R

3

REPORTAGE

ZWISCHEN KUNST
UND KOMMERZ.
EINE BRANCHE IM
FINDEN

—
Vom Austausch in der
Projektfamilie
Räume für Kultur-
und Kreativwirtschaft



—
Grafikdesigner David Voss arbeitet als Konzepter, Gestalter und Wissensvermittler sowie im Vorstand des Vereins Kreatives Leipzig

ÖDE AUFGABEN SEXY MACHEN

Bruchgefallene Häuser, Produktionsstandorte und Grundstücke sind immer auch Möglichkeitsräume für Kreative. Preiswerte Flächen befördern die Umsetzung schöpferischer Ideen. Dabei geht es nicht nur um das eigene privatwirtschaftliche Handeln, sondern häufig auch um das Verwirklichen gesellschaftspolitischer Ansätze. Oft sind es die Akteure der Kultur- und Kreativwirtschaft, die Aufbruchsstimmung in stagnierende Stadtteile bringen und dort zu einem neuen Selbstverständnis der Bewohner beitragen. Ganze Viertel und Stadtteile werden zum »hot spot« und strahlen über den Standort, die Region hinaus. Die Branche stärkt so wesentlich lokale und regionale Ökonomien. Damit verbunden ist meist eine Aufwertung der Quartiere, die langfristig zu steigenden Immobilienpreisen und schwierigeren Bedingungen für die »Kreativen« führen kann.



Le Klub Analog stand 2011 für teilbranchenspezifische Netzwerktreffen in Leipzig – hier: Standortbestimmung der Architekten

Kritiker meinen, die Konjunktur der »kreativen Stadt« und die politische Aufmerksamkeit für die Kreativen hätten ihren Höhepunkt erreicht. An der Basis jedoch wächst vielleicht gerade jetzt und langsam das Bewusstsein der Protagonisten, Teil einer Branche zu sein, die Innovationen, Wirtschaftswachstum und sozialen Zusammenhalt befördert. Zur Erinnerung: Die Bruttowertschöpfung der Kultur- und Kreativwirtschaft liegt zwischen derjenigen von Chemie- und Automobilindustrie, 2010 betrug sie fast 64 Milliarden Euro. Die Branche ist sehr kleinteilig organisiert. Knapp 90 Prozent der Unternehmen zählen zu den Klein- und Kleinstbetrieben mit maximal zehn Beschäftigten.

Leipzig im September 2011. In der gut besuchten Halle 14 der Spinneret läuft die neunte Folge der Veranstaltungsreihe Le Klub Analog. Analog meint dabei: das Gespräch findet nicht im virtuellen Raum statt, sondern real. Diesmal lautet die Frage, ob der Architekt ein »Kreativer« sei, es geht um Selbstwahrnehmung, Darstellung und Probleme des Berufsstandes in dieser Stadt, und um eine Standortbestimmung innerhalb der Kultur- und Kreativwirtschaft. Vier Architekten, ein Vertreter des Stadtplanungsamtes und ein Journalist diskutieren auf einem Podium, das keines ist, denn erhöht sitzen die Zuhörer, die später mitreden werden. Nun arbeiten Architekten sehr unterschiedlich, manche »machen gern schöne Sachen«, andere mögen »das schnelle Himwerfen von kurzlebigen Produkten für eine Ausstellungsarchitektur«, wiederum andere entwickeln Konzepte. Dabei verbauen die einen Millionen, andere kämpfen als »kleine Kräuter« jeden Tag neu ums Überleben. Man spricht zunächst über Begriffe. Kreativ sein könne bedeuten, sich selbst eine Aufgabe zu suchen, heißt es da beispielsweise, oder Aufgaben, die öde sind, sexy zu machen. Kreativität entstehe auch aus Schwierigkeiten, aus dem gelegent-

lichen Ignorieren von Vorgaben und dem Eingehen von Risiken, aus unkonventionellem Denken.

Später geht es darum, wie sich die Kultur der öffentlichen Diskussion in einer heterogenen Architekturlandschaft entwickeln kann, und ob die bestehenden Institutionen als »Sprachrohr« der Architekten ausreichen. Schließlich bemerkt ein Hochschulprofessor, dass es nicht wenige fähige Leipziger Architekten gibt, die noch mit über 40 Jahren kaum von ihrer Arbeit leben können. Und die Frage taucht auf, welche Strukturen uns da blockieren. Ein spannender Abend – der Verein Kreatives Leipzig e. V. veranstaltet von Februar bis Dezember 2011 für jede der elf Teilbranchen der Kultur- und Kreativwirtschaft solch ein Netzwerktreffen. An wechselnden Orten verständigen sich dabei zunächst die Kreativen aus der jeweils eigenen Szene, Gäste aus anderen Disziplinen sind ausdrücklich erwünscht. Das Interesse ist groß, beim Thema Design stehen statt der erwarteten 50 plötzlich 120 Teilnehmer vor der Tür. Insgesamt arbeiten 2010 11,6 Prozent aller berufstätigen Leipziger in Unternehmen der Kultur- und Kreativwirtschaft. Das Buch zur Reihe, präsentiert zur Leipziger Buchmesse 2012, ist der Überblick über die Kreativszene der Stadt.

WAS EINT, SIND DIE NEUEN BESCHÄFTIGUNGSVERHÄLTNISSE

Der Verein agiert seit Sommer 2010. Er wird im Gegensatz zum Bremer Pendant komplett ehrenamtlich betrieben. »Von Akteuren für Akteure« versteht er sich als unabhängige Stimme und Plattform der Kreativen in Leipzig, kümmert sich um Austausch und Vernetzung, fördert Synergien und Kooperationen zwischen den Teilbranchen. Betreibt Selbstreflexion. Vor allem aber will er wirtschaftliche und soziale Interessenvertretung sein und Ansprechpartner für die Politik. »Wir wollten als erstes herausfinden: wen können wir vertreten und wer will das überhaupt, Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausstellen«, sagt David Voss, Konzepter, Gestalter und Wissensvermittler, zudem stellvertretender Vorsitzender des Vereins. Es gäbe sehr viele Schnittmengen zwischen den Bereichen. »Ich selber beispielsweise könnte mich zu vier bis fünf der Teilbranchen hinzurechnen.« Er betreibt in der Härtelstraße ein Büro für Grafikdesign. Es gäbe auch Leute, die »durchs Raster fallen«, Geographen und Fotografen beispielsweise oder die Betreiber von Eventagenturen. Denn die Definition der Teilbranchen ist am Ende nur ein Modell. Die Frage sei, wie man das von außen definierte Konstrukt der Begrifflichkeiten und das Aufmerksamkeitspotenzial für sich nutzen könne.

Eines jedoch interessiere alle: die Arbeitsbedingungen in der Stadt. Um als Kreativer in Leipzig arbeiten zu können, müsse man sich selbständig und damit marktfähig machen. »Man hat kulturellen Background, muss aber wirtschaften und wird automatisch Teil des Ganzen, ob man will oder nicht«, so David Voss. Man arbeite sehr spezialisiert und größtenteils für sich, und »man kann nicht länger als ein Jahr planen«. Themen, die interessieren, sind deshalb Preisbildung und Urheberrecht ebenso wie Versicherungsaspekte und Schutz vor Altersarmut. Oder die Frage, wie man ein gesellschaftliches Bewusstsein für den materiellen Wert von Konzepten schafft. Man braucht Strukturen, die Rückhalt gegen neoliberale Unsicherheit geben.

Für die Diskussion entscheidender als die Branchenzugehörigkeit erweist sich dabei die Unternehmensgröße. Die Kleinstunternehmen haben das größte Bedürfnis nach Austausch, weil sie in der Regel am stärksten ihre Grenzen und Defizite spüren. Viele davon liegen mit ihrem Jahresverdienst noch unterhalb der 17.500 Euro, jener Bemessungsgrenze, ab der ein Unternehmen

mehrwertsteuerpflichtig wird und damit offiziell überhaupt erst einmal zur Branche zählt.

»Was die Leute wirklich eint, sind die neuen Beschäftigungsverhältnisse, und die sind per se im kreativen Umfeld besonders häufig gegeben«, fasst David Voss zusammen. »Aber die Übergänge sind fließend, jeder Franchisenehmer ist ja outgesourct. Das Arbeitsmodell des Künstlers breitet sich über die Kreativwirtschaft hinaus aus – maximale Individualität, aber auch Selbstverantwortlichkeit mit allen Konsequenzen. Das macht etwas mit uns, das hat gesellschaftliche Folgen.« Ein Ausgangspunkt, um über Stadtentwicklung zu sprechen: Was lockt Klein- und Kleinstunternehmen an, was brauchen sie, um ihr Geschäftsmodell zu entwickeln und sich in der Stadt zu engagieren?

2012 erprobt Kreatives Leipzig neue Formate. So gibt es die Informationsreihe »Wissenswert«, in der Fachkundige zu Fördermöglichkeiten, rechtlichen und steuerlichen Fragen referieren und beraten; es gibt die »Show«, in der einige Gäste in jeweils 15 Minuten ihre Geschichten erzählen oder Produkte vorführen; und es gibt die Reihe »Fokus«. Die ist die Fortführung des Klub Analog, jetzt aber werden branchenübergreifende Themen diskutiert. Die Reihe wird gemeinsam mit dem Kompetenzzentrum Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes organisiert und zu gleichen Teilen finanziert; für den Le Klub Analog gab es eine Beihilfe aus Koopstadt-Projektmitteln. Hilfe müsse jedoch nicht immer Geld bedeuten, sondern könnten auch Strukturen sein, in die sich gute Ideen einbetten ließen. Wichtig sei der Ausbau unabhängiger Kompetenzzentren, die vermitteln und beraten, zwischen Akteuren und Verwaltung »übersetzen« und Angebot und Nachfrage zusammenführen.

SIEBEN MINUTEN BÜHNENZEIT

Die Idee zum Leipziger Klub Analog und übrigens auch zum Buch darüber stammt aus Bremen. Dort gab es erst die Veranstaltung, dann den Verein, in Leipzig war es umgekehrt. Die ersten informellen Kontakte zwischen den Kreativen aus Bremen, Leipzig und Nürnberg entstehen beim Workshop LiebHBeN im September 2009, der als mehrtägige gemeinsame Reise die aktiven Freelancer durch alle drei Städte führt. Sie diskutieren vor Ort und bereiten damit gleichzeitig das FreelanceCamp vor, das im Oktober 2009 stattfindet.

Angelegt als Barcamp, bietet diese Veranstaltung vielen Teilnehmern erstmals Gelegenheit zum Austausch. Dieses Format mit seiner weitestgehend selbst gestalteten Organisation ist bis dahin bei den Kreativen weitestgehend unbekannt, überzeugt aber im Laufe des Tages. Zeitgleich wirken 50 Teilnehmer an der Bremer Hochschule für Künste, 97 Teilnehmer im ehemaligen Leipziger Kaufhaus Josephkonsum und 18 Teilnehmer an der Universität Nürnberg-Erlangen mit. Insgesamt werden 33 Sessions abgehalten sowie zwei gemeinsame der drei Städte, in denen parallel zu den gleichen Themen gearbeitet wird. Dabei glauben die Akteure der Teilbranchen zunächst nur bedingt an ihren individuellen, konkreten Nutzen aus der Debatte. Doch am Ende bezeichnen viele von ihnen das FreelanceCamp als Initialzündung und benennen seinen Mehrwert: Vernetzung und Perspektiverweiterung, man wünscht sich eine Fortsetzung.

Zum Organisationsteam von LiebHBeN und FreelanceCamp gehört unter anderem Nadine Fortillo, die Clustermanagerin Kultur- und Kreativwirtschaft im Auftrag der BIG Bremen – Die Wirtschaftsförderer, heute Teil der Wirtschaftsförderung Bremen. Bereits seit Januar 2008 arbeitet sie an der Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Verwaltung. Gemeinsam mit den

Bremer Kreativen beginnt sie dort, die Vernetzung innerhalb der Szene zu fördern und sich um die Belange der Branche zu kümmern. Idealerweise sei ein organisiertes Netzwerk eine Mischung aus Fortbildungs- und Absatzplattform, Test- und Akquisemarkt, sagt sie im Oktober 2010 auf einer Veranstaltung der Initiative Kultur- und Kreativwirtschaft des Bundes. Es schaffe Sichtbarkeit, befördere Anerkennung, Selbstbewusstsein und damit letztlich wieder Wertschöpfung. Verwaltung oder Politik könnten Netzwerke fördern und unterstützen, nicht jedoch steuern.



Abend im KLUB ANALOG in Bremen

Das Netzwerk der Kreativen in Bremen heißt 2009 KLUB ANALOG, hier findet das »Hearing« der elf Teilbranchen statt. Ein Jahr später entsteht daraus der KLUB DIALOG, in dem übergreifende Themen der Gesamtbranche diskutiert werden. Seit 2011 existiert der KLUB DIALOG Verein in Gründung. Nach wie vor werden die Macher aktiv von der Wirtschaftsförderung Bremen unterstützt, unter anderem mit Mitteln aus dem europäischen Regionalfond »EFRE«.

Zu den aktuellen Veranstaltungen des Vereins gehören die »Tischgespräche«, bei denen sich zehn bis dahin gegenseitig Unbekannte aus verschiedenen kreativen Bereichen in einem Kellergewölbe beim Abendessen kennenlernen, oder die monatlichen KLUB DIALOG Abende, die es thematisch gebunden oder mit offener Bühne (»Open Space«) gibt. Open Space bedeutet, sich gegenseitig auf der Bühne die eigenen Ideen kurzweilig zu präsentieren, und zwar in jeweils sieben Minuten. Neben vier Bremer Kreativen stellt sich dabei immer ein »Überraschungsgast« aus einer anderen Stadt vor, die Anfragen sind zahlreich. Das Programm geht maximal eine Stunde, damit genügend Zeit zum Austausch bleibt. Diese Zeit ist die wichtigste im KLUB DIALOG.

»Wir sagen, lernt euch kennen, tauscht euch aus«, sagt Projektmanagerin Lara Goldsworthy. »Und dann entstehen zum Teil wahnsinnig gute Sachen.« Es passiert, dass nach dem Programm Agenturen auf die Akteure zugehen, weil sie begeistert sind und etwas von ihnen entwickelt haben wollen. Auch aus den Tischgesprächen entstehen Kooperationen. Darüber hinaus hat man den Anspruch, allgemein relevante Probleme der Branche aufzugreifen. »Das lösen wir in diesem Jahr mit dem Theatre du Pain, dessen Darsteller zumeist satirisch solche Themen inszenieren«, sagt Lara Goldsworthy weiter. Sie hat Kulturwissenschaften und Anglistik/Amerikanistik studiert sowie ein Trainerprogramm im Projekt- und Veranstaltungsmanagement durchlaufen. Das sei eine gute Vorbereitung für die operativen Aufgaben im Klub Dialog gewesen. Die Projektmanagerin hat die einzige feste Stelle, alle anderen Funktionen werden ehrenamtlich ausgeübt.

»Alles steht und füllt mit den agierenden Personen.« Man könne als Akteur in der Branche mit guten Kontakten und einem

Netzwerk in Verwaltung, Wirtschaft und Politik sehr viel reichlich, sagt Lara Goldsworthy. Das sei ihr auf dem Leipziger Koopstadt-Workshop der Projektfamilie Kultur- und Kreativwirtschaft im September 2011 noch einmal klar geworden. Es sei aber nicht so einfach, auf solchen Branchentreffen die jeweils «richtigen Fragen» zu finden, die wohl entweder sehr speziell anhand der konkreten Projekte in den Städten oder aber sehr allgemein gestellt und dann in kleineren Gruppen diskutieren werden müssten.

ENERGIE VORFINDEN: COWORKING SPACE

Andreas Fehr vom Betriebsteam des Coworking Space Nürnberg war ebenfalls Gast auf dem Workshop. Es sei interessant gewesen, dieses Projekt kennenzulernen und er habe viele Kontakte knüpfen können. Austausch sei immer gut. »Für die Kreativen war es sicher hilfreich, zu sehen, unter welchen Rahmenbedingungen die Leute aus der Stadtverwaltung Förderung betreiben können.« Da es viele neue Teilnehmer gegeben habe, habe man zunächst Vorstellungen und »Updates« von Ideen und Projekten gebraucht. »Mein Vorschlag wäre, potenziell auf einen kleinen, festen Teilnehmerkreis mit interessierten Personen zu setzen, die konkrete Ansätze in diesem Prozess entwickeln können.«



Die Kaffeebar im Nürnberger Coworking Space

Der Coworking Space Nürnberg ist mehr als ein offener Raum: auf 320 Quadratmetern einer dritten Etage am Josephsplatz bleiben Individualisten flexibel und leben gleichzeitig Gemeinschaft. Selbständige, Freiberufler, Kreative, Existenzgründer und Firmen finden hier 40 Arbeitsplätze und eine professionelle Infrastruktur von moderner Technik über Besprechungsraum und Postservice bis hin zu Cafétheke und kleiner Bibliothek. Die Schreibtische können tage- oder monatsweise gemietet werden, die Grundauslastung liegt derzeit bei 40 Prozent. Eine offene, schöpferische und lebendige Atmosphäre lässt die Produktivität steigen. »Coworking ist gerade für Franken etwas Außergewöhnliches, anfangs konnten sich nur wenige Leute darunter etwas vorstellen«, sagt Freiberufler Andreas Fehr. »Deshalb ist die öffentliche Aufmerksamkeit hoch.«

Neben seiner eigentlichen Arbeit investiert er in der Regel zwölf bis fünfzehn Stunden die Woche, kümmert sich um Kaffeebar, Catering und Workshops, betreut Lieferanten sowie Servicetechniker und übernimmt administrative Aufgaben. »Für mich selber war das Projekt eine Riesenchance«, sagt Andreas Fehr. Er sei unter anderem deswegen letzten Februar nach Nürnberg gezogen und neu in der Stadt. Der gelernte Mediengestalter hat Angewandte Freizeitwissenschaft studiert und berät heute als web- und technologieaffiner Dienstleister im Bereich Freizeit und Tourismus. »Der Space hat mir innerhalb kürzester Zeit eine

unglaubliche Sichtbarkeit und ein starkes und großes Netzwerk ermöglicht. Das Engagement hier hat sich für mich ausgezahlt.«

Coworking Spaces seien genauso bunt und vielseitig wie das Leben, für ihren Betrieb gäbe es von privaten Initiativen über Vereine bis hin zu GmbHs viele Möglichkeiten. Vom Do-it-yourself-Modell bis zum superchicen Designer Space sei deutschland- und weltweit alles vertreten. Das Nürnberger Projekt ist über eine GmbH organisiert. Die Macher kannten sich vom gemeinsamen Arbeiten oder von verschiedenen Webevents. 2009 hatten sie bemerkt, dass der monatliche OpenCoffee Club als Treff für Freelancer und Kreative nicht ausreichte und ein Ort fehlte, an dem man regelmäßig und unkompliziert zusammenkommen konnte. Nach einem Startup Weekend taten sich vier Leute zusammen, um die aktive Suche nach Raum, Sponsoren und Finanzierung in Angriff zu nehmen. Weitere 20 bis 25 Unterstützer – Selbständige, Freiberufler, IT-Firmen – gaben Geld in Form eines Darlehens, weil sie vom Konzept des Coworking Space begeistert waren.

> Kultur- und Kreativwirtschaft ist ein relativ neu abgegrenzter Wirtschaftssektor, dessen Unternehmen mit künstlerischen und kulturellen Gütern (Kulturwirtschaft) und künstlerischen Ideen in Verbindung mit technologischer, innovativer und wissenschaftlicher Kreativität (Kreativwirtschaft) primär erwerbswirtschaftlich tätig sind (Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland 2007: 340 ff., 348). Die öffentlich-geförderten Kultureinrichtungen zählen nicht dazu. Das Wirtschaftsfeld umfasst elf Kernbranchen oder Teilmärkte: Architekturmarkt, Buchmarkt, Designwirtschaft, Filmwirtschaft, Kunstmarkt, Markt für darstellende Künste, Musikwirtschaft, Pressemarkt, Rundfunkwirtschaft, Software/Games-Industrie sowie Werbemarkt.

> Coworking ist seit mehreren Jahren ein Trend im Bereich Neue Arbeitsformen. Voneinander unabhängig agierende Freiberufler, Kreative und Startups (Existenzgründungen kleiner Unternehmen) arbeiten dabei in meist größeren Räumen zusammen und können so voneinander profitieren. Diese Räume werden als Coworking Spaces bezeichnet. Sie stellen Arbeitsplätze sowie technische und räumliche Infrastruktur auf Tages-, Wochen- oder Monatsbasis bereit, deren Nutzung unverbindlich und zeitlich flexibel bleibt. Coworking Spaces ermöglichen damit die Bildung einer Gemeinschaft (=Community-), die als soziales Netzwerk fungiert und Wissenstransfer, Kooperationen und Synergieeffekte befördert.

> Startup Weekend bezeichnet eine Veranstaltung mit dem Ziel einer kompletten Unternehmensgründung innerhalb von 48 Stunden. Genutzt wird das Format der Unkonferenz, das eine bewusste Abwendung von traditionellen Organisationsformen darstellt. Dazu zählt auch das Barcamp, das eine offene Tagung mit offenen Workshops bezeichnet, deren Inhalte und Ablauf von den Teilnehmern selbst entwickelt und gestaltet werden.

> Skill Sharing Events sind kurze Workshops, bei denen jeder einzelne Teilnehmer anderen Menschen seines Umfelds eine bestimmte Fähigkeit oder Fertigkeit vermittelt. Skill Sharing bietet eine Möglichkeit zur freien Verbreitung von Bildung und Wissen.

> Open Innovation bezeichnet die Öffnung des Innovationsprozesses von Organisationen und damit die aktive strategische Nutzung der Außenwelt zur Vergrößerung des Innovationspotenzials.

> Co-Creation ist eine neue Form der interaktiven Wertschöpfung zwischen Unternehmen und aktiven Kunden. Eine Community von freiwilligen unbezahlten Nutzern entwickelt, produziert und verkauft gemeinsam mit den Unternehmen Produkte. Diese Partnerschaft führt zu neuen Formen der Arbeitsteilung, der Koordination und Organisation von Innovations- und Produktionsprozessen.

> Global Service Jam stammt als Idee aus Nürnberg. In einem globalen 48-Stunden-Event werden dabei in mehr als 60 Städten weltweit über alle Zeitzonen hinweg und mit über 2000 aktiven Teilnehmern neue Services bzw. Dienstleistungen entwickelt und ausprobiert.

– Quellen und Literaturempfehlung:

- > Hoil, Christian, Depperte und der Townhousehimmel. In: german architects eMagazin, 15.02.2012
- > Giergert, Werner, Die sesshafte Klasse. In: german architects eMagazin, 09.11.2011
- > Zustand und Zukunft kreativer Arbeit in Leipzig – LE Klub Analog. Connewitzer Verlagsbuchhandlung, März 2012
- > Nadine Portillo/Adrian Rudershausen (Hrsg.), Klub Analog. Carl Ed. Schönemann Bremen, März 2010
- > de.wikipedia.org/wiki/Kulturwirtschaft
- > de.wikipedia.org/wiki/Neue_Selbständigkeit
- > www.kultur-kreativ-wirtschaft.de
- > www.kreatives-leipzig.de
- > www.klub-dialog.mtxt.de
- > www.coworking-nuamberg.de

Die Hälfte des Investitionskapitals wurde für Mietsicherung benötigt, hinzu kam die technische Ausstattung. Es gab Firmen, die Geräte zur Verfügung gestellt haben. Vieles ist zudem in Eigenarbeit entstanden. »Der Space ist eine Gemeinschaftsleistung von vielen. Es gibt zwar ein Gesellschafter- und ein Betriebsteam, die den Laden schmeißen, aber im Hintergrund unterstützen viele Menschen und die Stadt Nürnberg das Projekt«, sagt Andreas Fehr.

Das Wirtschaftsreferat der Stadt sei interessiert an innovativen Konzepten, seine Vertreter hätten viel unterstützt. Sehr geholfen habe die städtische Anschubfinanzierung, wichtig seien aber auch die Präsenz des Innovationsraums auf der Webseite der Stadt, die Förderung einzelner Maßnahmen oder die Einladung zu Veranstaltungen, auf denen sich die Akteure des Space vorstellen können. Auch habe die Stadt bei der Immobiliensuche vermittelt. Um den passenden Raum zu finden, habe man anderthalb Jahre gebraucht. Zwar stünden in Nürnberg viele Geschäftsimmobilen leer, sagt Andreas Fehr, aber die Vermieter hätten oftmals überzogene Mietpreisforderungen. Den Initiatoren jedoch sei die zentrale Lage und eine gute öffentliche Verkehrsanbindung wichtig gewesen.

Die Kernarbeitszeit im Space läuft von 9 bis 18 Uhr. Danach werden die Schreibtische aufgeräumt. Clean desk Policy nenne sich das. Man könne aber Schließfächer oder Rollcontainer buchen. »Abends ist der Raum ein Treffpunkt für aktive, bewegte Menschen, da werden Veranstaltungen verschiedener Art angeboten. Beispielsweise Skill Sharing Events, wo sich Leute über Software oder andere Dinge austauschen. Neu ist unsere Kooperation mit dem Verein Zentrifuge, hier haben wir mit dem Projekt »Creative Communities« ein gemeinsames Programm entwickelt. Da gibt es zum Beispiel auch eine Workshop-Reihe für die Kunst- und Kreativwirtschaft.«

Das Nutzerverhalten sei ganz unterschiedlich, erklärt Andreas Fehr. »Einige kommen her, wenn sie Abwechslung brauchen.

Oder wenn sie nur für ein paar Tage in Nürnberg sind. Andere sind viel unterwegs, nutzen aber jeden Bürotag, um hier zu arbeiten. Es gibt auch Firmen, die immer mal wieder ihre Mitarbeiter herschicken, um sie neu zu motivieren.« Natürlich überwiegen die Selbständigen und Freiberufler. Die bleiben, weil sie hier Atmosphäre, Austausch und ein Netzwerk von Spezialisten finden. »Man ist neugierig darauf, was der andere tut, und hilfsbereit. Das schafft ein angenehmes Arbeitsklima«, so Fehr. »Obwohl man in gewisser Weise abgelenkt ist, schafft man mehr als zu Hause. Denn man findet hier eine gewisse Energie vor.«

Es bilde sich ein wachsender Kern von Coworkern, die zusammen neue Projekte mache, so Andreas Fehr. »Wir selber als Betreiber sind dabei, dieses Netzwerk stärker nach außen zu kommunizieren, als Expertenpool darzustellen und mit verschiedenen Einrichtungen ein neues Konzept zu entwickeln. Dabei soll es darum gehen, Kernelemente wie Open Innovation und Co-Creation zu bündeln, und hier in der Region eine neue Form von Dienstleistung und Business Pool zu entwickeln.«

Der Fokus der Medien auf die Kultur- und Kreativwirtschaft helfe im Alltag. Nach jedem Zeitungsartikel kämen neue Anfragen. »Leute wollen dann hier arbeiten, Firmen ihre Workshops ausrichten. Es gibt auch neue Aufträge.« Der Nürnberger Coworker findet, dass die Gründerförderung noch nicht weit genug reiche. Die Förderung vom Arbeitsamt sei gerade wieder gekürzt worden und die steuerrechtlichen Rahmenbedingungen seien noch nicht optimal. Studienabsolventen ohne finanzielles Polster, die etwas in der Region entwickeln wollten, werde es dadurch nicht leichter gemacht.

Dann muss Andreas Fehr los. Am Wochenende läuft eine 48-Stunden-Veranstaltung, die Global Service Jam, die er lokal organisiert. Ja, sagt er, eines wünsche man sich noch: eine deutlichere Ausschilderung in der Innenstadt. Damit man den Weg zum Coworking Space schneller findet. ah

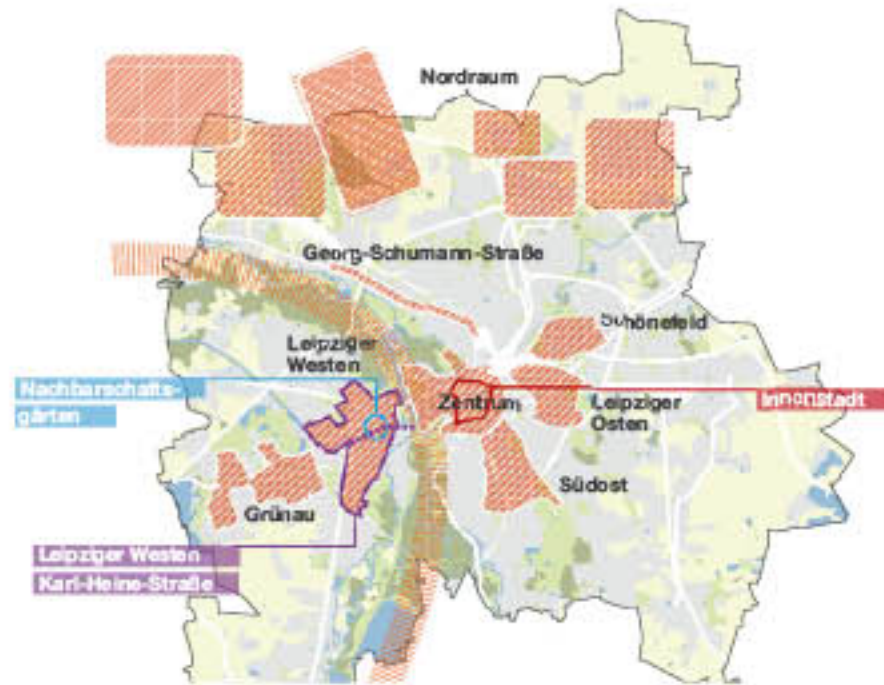
Stellt ihr Projekt auf der Bühne des Bremer KLUB DIALOG vor: Eva-Maria Oelker mit »Radieschen – Kaffee und Erinnerungen«







SCHAU PLATZ STADT BREMEN

>>> »Bremen! Lebenswert – urban – vernetzt«, unter diesem Motto hat sich Bremen ein neues Leitbild der Stadtentwicklung gegeben. Nach einer intensiven Phase gemeinsamer Erarbeitung in öffentlichen Diskussionsforen und ressortübergreifender Abstimmung wurde das Leitbild 2009 beschlossen. Acht zentrale integrative Handlungsfelder mit 30 konkreten, messbaren Zielen, die bis 2020 erreicht werden sollen, sind Grundlage der Stadtentwicklung.

Die Umsetzung erfolgt zum einen in strategischen Handlungsfeldern. Zum anderen wird das Leitbild im **Bremer Westen** stadtteilübergreifend erprobt und seine Umsetzung in einem spannungsreichen Schwerpunktraum vertieft. Neben Wohnquartieren in Gröpelingen und Walle mit besonderem Handlungsbedarf umfasst er auch die Überseestadt, ein großes Stadtumbauareal im Gebiet der ehemaligen Handelshäfen. Daneben werden weitere strategische Konzepte und Projekte der Stadtentwicklung wie Wohnungsbaukonzeption, Zentrenkonzept und Verkehrsentwicklungsplan verfolgt. Dazu gehört das integrierte Innenstadtkonzept für die erweiterte **Innenstadt** und das **neue Hulsbergviertel** sowie Projekte der Quartiers- und Zentrenentwicklung in den Stadtteilen. ds



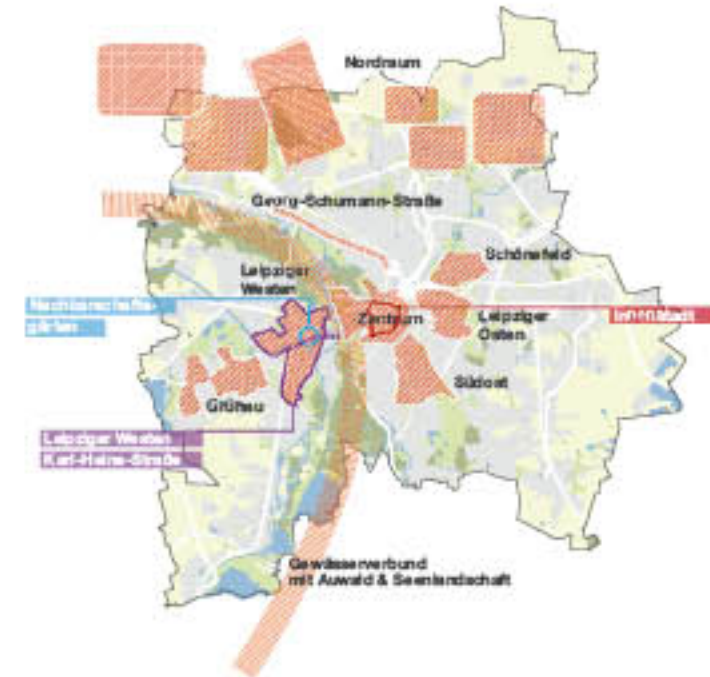
Eine Steuerungsgruppe begleitet die Umsetzung des integrierten Leitbildes der Stadtentwicklung; ihr gehören die Senatskanzlei, die Fachressorts und die Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau an. Die Koordination sowie die Projektsteuerung für koopstadt liegt bei der Stabsstelle Regionale und ressortübergreifende Kooperation/Referat Raumordnung, Stadtentwicklung, Flächennutzungsplanung des Senats für Umwelt, Bau und Verkehr (SUBV). Auf teilsräumlicher Ebene und in Anlehnung an die Nürnberger Erfahrungen mit ressortübergreifenden Gebietsteams arbeitet seit 2011 die AG »Bremer Westen«. In ihr sind die Senatskanzlei, die Fachressorts, Beiratssprecher und Ortsamt sowie örtliche Institutionen vertreten.

-  Schwerpunktträume der Stadtentwicklung
-  Projekt/Aktionsraum Innenstadt
-  Projekt/Aktionsraum Zwischennutzungen
-  Projekt/Aktionsraum Kultur- und Kreativwirtschaft





SCHAU PLATZ STADT LEIPZIG

>>> Das Integrierte Stadtentwicklungskonzept (SEKo) Leipzig 2020 wurde ressortübergreifend erarbeitet, mit Bürgern und Partnern der Stadtentwicklung diskutiert und im Mai 2009 vom Leipziger Stadtrat beschlossen. Basierend auf Fachkonzepten zu den Themen Wohnen, Wirtschaft und Beschäftigung, Freiraum und Umwelt, Bildungslandschaft, Soziales, Kultur, Zentren, Verkehr und Technische Infrastruktur, Denkmalpflege und Sport wurden Entwicklungsziele, räumliche Schwerpunkte und eine Umsetzungsstrategie formuliert.

Die fachübergreifenden Schwerpunktträume der Stadtentwicklung sind auf zwei Ebenen angesiedelt: Das erweiterte **Stadtzentrum**, der **Universitäts- und Wissenschaftsstandort im Südosten** sowie die **Standorte im Nordraum der Stadt** und der **Gewässerverbund mit dem Auwald** haben eine Handlungspriorität auf Grund ihrer großräumlichen Wirkung im Kontext der Region. Für den **Leipziger Westen und Osten**, die beiden **Großsiedlungsstandorte Grünau und Schönefeld** sowie die große **innerstädtische Magistrale im Norden** der Stadt wurde auf Grund ihrer teilsräumlichen Wirkung im Kontext der Gesamtstadt eine Handlungspriorität festgelegt. Die in den Reportagen zu den Projektfamilien vorgestellten Leipziger Projekte sind in diesen Schwerpunktträumen der integrierten Stadtentwicklung angesiedelt. ir



Die Federführung zur Aufstellung und Fortschreibung des Integrierten Stadtentwicklungskonzeptes (SEKo) Leipzig 2020 und die Koordination der Projekte von koopstadt liegt in Leipzig beim Stadtplanungsamt/Abteilung Stadtentwicklung im Dezernat Stadtentwicklung und Bau. Die seit 2011 wirkende Leipziger AG »Integrierte Stadtentwicklung« zur Umsetzung des SEKo funktioniert ähnlich dem Nürnberger forum Stadtentwicklung und ist dezernatsübergreifend mit Vertretern der Arbeitsstrukturen zu Schwerpunktträumen der Stadtentwicklung und der Fachämter besetzt. Parallel wurden stadtteilbezogene Arbeitsstrukturen für ausgewählte Schwerpunkte mit gesamtstädtischer Bedeutung wie den Leipziger Osten und Westen aufgebaut.

-  Schwerpunktträume der Stadtentwicklung
-  Projekt/Aktionsraum Innenstadt
-  Projekt/Aktionsraum Zwischennutzungen
-  Projekt/Aktionsraum Kultur- und Kreativwirtschaft

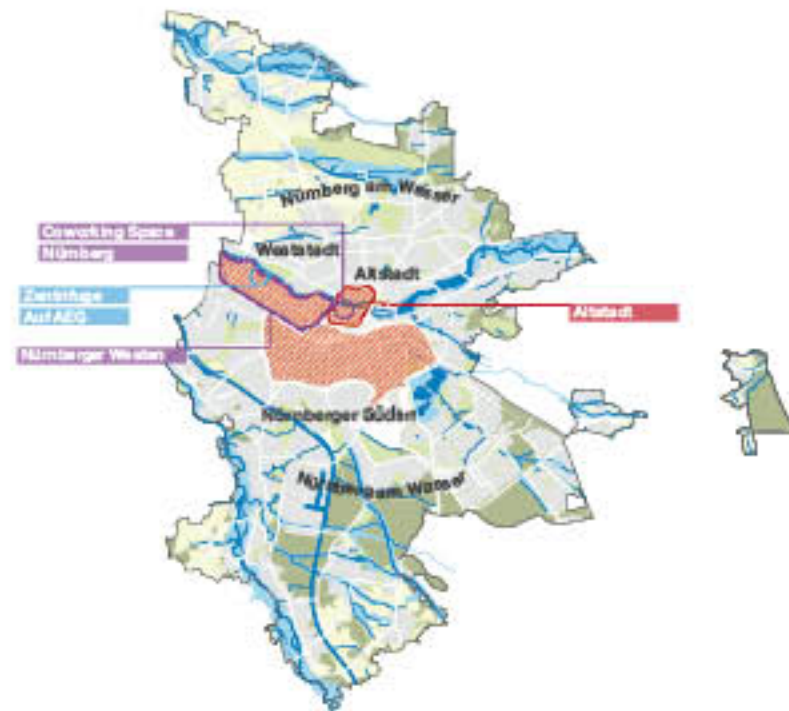
SCHAU PLATZ STADT NÜRNBERG





>>> 2006/2007 wurde in Nürnberg mit dem Aufbau einer neuen strategischen Stadtentwicklungsplanung begonnen. Dabei fungiert koopstadt als Impulsgeber und Dachmarke. Es wurden sechs Stadtbereiche mit hohem Entwicklungsbedarf identifiziert, vier davon werden aktuell bearbeitet.

Die Zielstellung lautet, bis Mitte 2012 für die **Altstadt Nürnberg**, die **Weststadt** und den **Nürnberger Süden** jeweils Integrierte Stadtteilentwicklungskonzepte und für das Thema **Nürnberg am Wasser** ein auf die Gesamtstadt orientiertes Konzept zu erarbeiten. Für diese vier Bereiche wurden Gebietsteams etabliert, die je nach Themenschwerpunkt von unterschiedlichen Ressorts der Stadtverwaltung geleitet werden. Die Fachbereiche arbeiten eng zusammen und binden externe Akteure, Fachleute und Hochschulen kooperativ in die Arbeit ein. Mit ihren Aussagen zu Konzeptbausteinen und strategischen Projekten sollen die Konzepte einen Orientierungsrahmen für die Schwerpunkträume der Nürnberger Stadtentwicklung und die Umsetzung von konkreten Projekten und Maßnahmen bieten. Sie verstehen sich als Meilensteine auf dem Weg zu einem Integrierten Stadtentwicklungskonzept der Stadt Nürnberg.

Die in den Reportagen zu den Projektfamilien vorgestellten Nürnberger Projekte sind in diesen Schwerpunkträumen der integrierten Stadtentwicklung angesiedelt. ir

Die Koordination für die Erarbeitung der integrierten Stadt- und Stadtteilentwicklungskonzepte ist in Nürnberg im Rahmen des koopstadt-Prozesses beim Wirtschaftsreferat/Amt für Wohnen und Stadtentwicklung/Abteilung Stadtentwicklung und Stadterneuerung angesiedelt. Im koopstadt-Team wirken dabei die Partner aus dem Bau- und Umweltreferat sowie aus dem Bürgermeisterrat mit, so dass ein direkter struktureller und personeller Zusammenhang zum «forum Stadtentwicklung» sowie zu den vier Gebietsteams besteht. Diese tragen derzeit unter Federführung des Wirtschafts-, Bau- und Umweltreferates die Aufstellung der vier Stadtteilentwicklungskonzepte (InSEK).



-  Schwerpunkträume der Stadtentwicklung
-  Projekt/Aktionsraum Innenstadt
-  Projekt/Aktionsraum Zwischennutzungen
-  Projekt/Aktionsraum Kultur- und Kreativwirtschaft



koopstadt-Gruppe:
(linke Reihe von oben)
Michael Lang (N), Michael Ruf (N), Stefan Bege (N), Christina Kahl (L)
(mittlere Reihe von oben)
Arne Sünemann (B), Ruth Rabenberg (L), Iris Reuther (L)
(rechte Reihe von oben)
Andreas Paul (L), Stefan Heinig (L), Hannes Hinnecke (N), Andrea Hilker (N), Detlef Schobeß (B)

Nicht auf dem Foto zu sehen ist Hans-Joachim Schlöbl (N), der ebenfalls zur koopstadt-Gruppe gehört.

KOOP KÖPFE

>>> Die generellen Möglichkeiten einer gelingenden Städtekooperation sind für koopstadt genauso von Interesse wie die konkreten Erfahrungen, die in den Projektfamilien zu Projekten und fachlichen Themen das Gespräch bestimmen. koopBLATT hat jeweils ein Mitglied der koopstadt-Gruppe aus Bremen, Leipzig und Nürnberg sowie die Moderatorin des Projekts nach ihrem subjektiven Eindruck befragt.

koopBLATT

Gibt es für Sie ein persönliches Schlüsselerebnis – eine konkrete Erfahrung aus dem koopstadt-Prozess, die Ihnen tatsächlich einen neuen Denkraum eröffnet hat? Hat sich Ihre Sicht auf bestimmte Themen verändert?

Iris Reuther

Es sind die empathischen Momente. Da setzt sich der Staatssekretär demonstrativ auf einen Pappwürfel und hört eine halbe Stunde zu, obwohl er nur zum offiziellen Gruppenbild geladen ist. Da meldet sich die gestandene Expertin wie ein Schulmädchen, um in der Projektfamilie ihre Definition von Bildung loszuwerden. Da macht der eingeladene Senatsbaudirektor der gastgebenden Stadt ganz öffentlich ein umwerfendes Kompliment. Bei koopstadt habe ich noch besser verstanden, dass Stadtentwicklungsprozesse viel mit Dramaturgie zu tun haben. Dabei gilt es Regie zu führen und die Intendanz zu besetzen. Und dennoch sind alle, die mitwirken, Schauspieler und Zuschauer zugleich.

Detlef Schobeß

Den Blick von außen, verbunden mit einem offenen und kritischen Reflektieren des eigenen Handelns, empfinde ich als das Besondere bei koopstadt. Von Anfang an haben wir mit großem Gewinn Partner aus Leipzig und Nürnberg, beispielsweise beim Bremer Leitbild, in öffentlichen Veranstaltungen hinzugezogen. Ihre Sicht der Dinge hat den Bremer Arbeits- und Diskussionsprozess deutlich bereichert. Eine besonders schöne Erfahrung ist es, dass Kolleginnen aus anderen Fachressorts mittlerweile eigenständige Einladungen in die koopstadt-Partnerstädte erhalten und dort durch die Vorstellung ihrer Arbeitsweisen und Vorhaben für integrative Konzepte und Projekte der Stadtentwicklung werben.

Stefan Heinig

koopstadt nehme ich sehr stark als neue Qualität des Lernens wahr. Egal, ob es das brachgefallene AEG-Gelände in Nürnberg oder die Bremer Mobilpunkte sind – durch den offenen, direkten Umgang miteinander und die immer besser werdende Kenntnis der Partnerstädte kann ich die Erfahrungen viel besser als bei sonst üblichen Transferveranstaltungen für Leipziger Projekte verarbeiten. Besonders in Erinnerung ist mir der Workshop im September 2011, bei dem interdisziplinäre städteübergreifende Teams die Leipziger Innenstadt kritisch reflektiert und diskutiert haben. Dadurch wurden sowohl die bisherige Arbeit bestärkt als auch bisherige Sichtweisen hinterfragt und viele neue Impulse gegeben.

Hans-Joachim Schlößl

koopstadt ist für mich ein Projekt mit viel Verstand, und mit noch viel mehr Herz. Hätte man zu Beginn der Zusammenarbeit eine Kosten-Nutzen-Analyse durchgeführt, hätte man die Regeln der Abstimmung im Detail festgelegt und dies oder das noch bedacht, dann wäre vor lauter »hätte« diese Städtekooperation wohl nicht so schnell und effektiv in die Gänge gekommen.

Durch den straffen Zeitplan mit der Terminsetzung der »Zwischenbilanz« hat das Thema Stadtentwicklung in Nürnberg deutlich an Fahrt gewonnen sowie so manche eingegengte Denkweise verändert und geöffnet. Auch wenn das Erreichte noch lange kein Idealbild einer »integrierten Stadtentwicklungspolitik« ist, so ist die Stadt bei allen Ressortegoismen doch als Gesamtes viel stärker ins Bewusstsein von Stadtpolitik und Verwaltung gerückt. Würde man nochmals neu starten, dann möglichst genauso, nämlich mit viel Euphorie und dem gehörigen Selbstbewusstsein für neue, unkonventionelle Wege.

Prozesssteuerung und Moderation

> Iris Reuther, 52, Prof. Dr., hat in Weimar Architektur studiert. Sie ist Inhaberin des Büros für urbane Projekte und seit 2004 Professorin für Stadt- und Regionalplanung an der Universität Kassel.

Bremen

> Detlef Schobeß, 62, hat Regional- und Stadtentwicklungsplanung studiert. Er ist stellvertretender Referatsleiter für Raumordnung, Stadtentwicklung und Flächennutzungsplanung.

Leipzig

> Stefan Heinig, 41, hat Geografie studiert. Sein Wirkungskreis ist die Leipziger Stadtentwicklung, seit 2007 ist er dort Abteilungsleiter.

Nürnberg

> Hans-Joachim Schlößl, 58, hat Architektur mit dem Schwerpunkt Städtebau studiert und ist seit 1993 Leiter des Amtes für Wohnen und Stadtentwicklung im Wirtschaftsreferat der Stadt Nürnberg.

